

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 3

März 1931

Jahrgang VIII

JUNGE GENERATION

Der Aufruf an die Junge Generation der in Schlesien geborenen oder in Schlesien lebenden Kräfte in der Dezemberrummer der Schlesischen Monatshefte hat einen starken Widerhall bei der Jugend gefunden. Von allen Seiten trafen Einsendungen ein, weit über unser Erwarten hinaus. Es war viel Beachtenswertes und Echtes darunter und die Auswahl ist — bei dem beschränkten Raum eines einzigen Heftes — nicht immer leicht gewesen. So mußte manches fernbleiben, was wir gern gebracht hätten, und wir bitten die schaffenden Kräfte, sich durch ihr heutiges Fehlen nicht entmutigen zu lassen. Die aber Aufnahme fanden, konnten nur mit einem einzigen Beitrag vertreten sein, obwohl wir uns bewußt waren, damit kein vollständiges Bild ihrer Wesensart geben zu können. Ein großer Teil der Einsendungen bestand aus Photos, dieser modernsten Form künstlerischen Sehens; aber auch Lyrik war immer noch stark vertreten, sichtlich nach neuen Ausdrucksformen ringend. Neu und ergreifend sind die Bekenntnisse, die von dem schweren Ringen dieser zeitbelasteten Generation Zeugnis ablegen. Aber nicht über die Jugend zu schreiben, sondern junge schlesische Begabungen aufzuweisen und bekannter zu machen, das ist der Zweck dieses Heftes.

DIE SCHLESISCHEN MONATSHEFTE

Die Rücksendung der eingelieferten Manuskripte und Photos kann nur dann erfolgen, wenn Rückporto beiliegt



Heinz Grunwald (Stettin)
Geb. 24. X. 1909 in Körnitz, Kreis Striegau

Schreitende

STIMMEN DER JUGEND

WAS WIR JUNGEN WOLLEN

Werkstudent Kurt Flemming (Breslau)
geb. 23. Februar 1908 in Hagenau im Elsaß

Eingeengt in eine Zeit der Umschichtung aller Werte, hineingewirbelt in den nervenfressenden Daseinskampf aller gegen alle, wuchsen wir unter den Schlagschatten von Weltkrieg und Inflation heran. Die Gulaschkanonen der Quäker dampften zwischen Vokabeln, Lehrsätzen und Geschichtszahlen und all den tausend Dingen, mit denen man unsere Hirne jahrelang „fürs Leben“ drillte, das damals eigentlich nur in Form von Grippe, „Schlangestehen“, Putschen und Streiks in unseren Gesichtskreis trat. Damals, in jener tollen Zeit, in der Millionen durch die sorgenmüden Hände unserer Eltern hetzten, Gewissenlose aus der Sterbensnot eines Volkes schmutzigstes Geschäft machten, Straßenkämpfe Hirn und Atem duckten. Damals, als der Abend den Morgen verschwieg. . . .

Als es dann stiller und ruhig war — wurden wir Jungen unruhig. Ein eingekerkertes Etwas wollte Erlösung; zog mit hundert Ideen, Wimpeln und Liedern durch die deutschen Lande, durch grüne Wälder und altersgraue Städte.

Und dann hörte auch das auf. Die große Welle verrann und mit ihr ihre Einmaligkeit. Wir traten allmählich ins Leben, im Gegensatz zu denen, die mit einem Anlauf ins „praktische Leben“ gesprungen waren. Sie hatten den Vorteil, daß sie, soweit sie nicht stellungslos wurden, in den Berufen saßen, in die wir mit dem Reifezeugnis vergebens einzudringen versuchten. So zogen ganze Schulen in die Hörsäle der Universitäten und Hochschulen, um vielleicht dereinst ein noch höheres Leben mit noch niedrigerem Kurswert zu beginnen.

Da haben wir den Brennpunkt, zu dem alle Probleme, Fragen, Anschauungen immer wieder hinkreuzen. Die Jugend aller Lager ist hier eine Stimme, ein einziger banger Ruf: Gebt uns Lebensraum, verschafft uns eine Zukunft! Arbeiten wollen wir, uns unser Brot verdienen. Nicht das Millionenheer derer erweitern, die gegen ihren Willen zum Nichtstun verurteilt sind.

Weshalb haben uns die Alten so wenig zu sagen? Ganz einfach, weil sie uns gar nichts mehr sagen und geben können, bluten sie doch im Grunde mit uns um ihr Sein in der Zukunft, die auch die unsere bedeutet.

Sind wir wirklich so ohne jede Tradition, wie man uns immer vorwirft? Gewiß nicht, wenn wir auch die vergangenen Jahrzehnte von uns weisen (auch die von uns, die sich willenlos in sie flüchten — tun dies zu innerst), weil sie uns nichts Positives geben kann, sie, die uns in erbarmungsloser Gegenwart stecken läßt. Auch unsere Zeit, trotz Sport, Partei und Aufklärung, sie geht, wir Jungen erleben es an uns — wie jene andere — an unserer Seele vorbei. Viele Dinge erreichen uns nicht; sie bleiben blutleere Theorie, die unter dem grauen Zwang der Stunde zerbröckelt. Fremde Schatten drücken auf blühende deutsche Erde. Herzkalter Bruderhaß engt die Tage. Millionen gedemütigte Leben bangen um den Morgen. Der Alp einer düsteren Zukunft fesselt Hände und Stirnen. Nüchterne Augen halten müde Ausschau.

Will uns denn keiner helfen? Trotz aller Not sind wir voll gläubiger Sehnsucht. Wir fühlen, daß ein Etwas in uns sich nie ersticken läßt — mag kommen, was will. Es ist jenes große Heimweh der deutschen Seele, das in unseren Wäldern blutet, es ist das soldatentreue Wissen um eine Daseinspflicht, das als Vätererbe in uns schwingt, scheues Sehnen nach der Würde unserer Mütter, das trotz Jazz, Mode und Film in den Herzen unserer Mädchen wohnt. Es ist die Tradition, deren Glanz auf den Sorgenstirnen unserer Eltern liegt. Unsere Tradition; denn wir bleiben die Kinder unserer Eltern, auch wenn wir uns noch so weit entfernen. Ihre Wünsche für unsere Zukunft bleiben die gleichen, auch wenn unsere Wege anders sind. Mögen Ansichten über Warum, Wie und Wohin unserer wirrnisvollen Tage noch so verschieden sein, in dem einen sind wir Jungen allüberall, wo Jugend nach Leben hungert, eins: In dem Wunsch, arbeiten und unseren Mann stehen zu wollen. Was aus selbstverständlichem Gemeingut von ehemals zu blutvoller Forderung der Massen wuchs, wird heut erstickende Bitte eines ganzen jungen Geschlechts. Nehmt allzuschwere Bürde von unseren jungen Schultern und Herzen. Gebt uns Schaffensraum — gebt uns Zukunft, damit wir unser Leben leben können für Kommende und auch ein wenig für uns. Laßt heiligste Aufgabe einer im Kampf von Generationen einge-

engten Jugend wahr werden. Sie heißt: Dankbar sein dürfen all denen, die ehrlich mit uns ringen, und zu uns halten, auch dann, wenn Verstehen schwer wird! Darum immer wieder: Unsere Zukunft dankbar erarbeiten, das wollen wir — macht es uns nicht allzu schwer!

BEKENNTNIS

Von stud. theol. Richard Hannemann (Breslau)
geb. 25. Juni 1911 in Dolzig, Kr. Schrimm in Posen

Wir leben heute in einer schweren Zeit. Weltkrieg, Umsturz, Geldentwertung, Arbeitslosigkeit, Wohnungselend kennzeichnen die Jahre, in denen wir aufgewachsen sind. Vor uns liegen Jahrzehnte, die kaum weniger dornenvoll verlaufen werden. Und wenn dann vielleicht die ärgsten Wunden unseres Volkes geheilt sind, wird sich unser Leben bereits wieder dem Ende zuneigen. Muß einen da nicht die Verzweiflung packen? Dennoch sage ich: wir können glücklich sein, in der jetzigen Zeit zu leben. Zwar hängen die Wolken tief über unserem Volke; zwar sind es der Aufgaben viele und schwere, die vor uns liegen. Aber gerade das ist ja das Schöne. Unser ganzes Leben, unsere ganze Arbeitskraft müssen und dürfen wir einsetzen für Volk in Not. Dankbar wollen wir sein, daß wir uns im Dienste unseres Volkes verzehren dürfen. Doch noch ein anderes: Kampf, Not und Leid sind nicht das Letzte: „Gott der Herr steht über allem“.

So wollen und können wir als glückliche Menschen, als „Die junge Generation“, der die Freude aus leuchtenden Augen lacht, hinschreiten in unseres Volkes Zukunft, hinschreiten zu Gott, zur Ewigkeit. Ist uns doch Freude mehr als Stimmung und Laune. Ist uns doch Freude trotz Not und Tod bedingt von der Gewißheit von einem Sinne dieses Lebens. So wollen wir Gott nicht bitten, daß er unseren Weg ebne und uns vor Kampf und Not bewahre. Wir bekennen mit den Worten des Dichters Gustav Falke:

Herr, laß mich hungern dann und wann,
satt sein macht stumpf und träge,
und schick mir Feinde, Mann um Mann,
Kampf hält die Kräfte rege.

Gib leichten Fuß zu Spiel und Tanz,
Flugkraft in goldne Ferne,
und häng den Kranz, den vollen Kranz,
mir höher in die Sterne.

DIE JUNGE GENERATION IN DER POLITIK

Dr. A. Badura (Oppeln)
geb. 6. Nov. 1904 in Oppeln

Das Generationsproblem im Staate ist so alt wie der Staat selbst und immer aktuell. Mit der billigen Phrase, „Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft“ kann man es nicht abtun; denn der junge Mensch läßt sich, sofern er wach und aufgeschlossen ist, seine Einstellung zum Staate nicht so ohne weiteres diktieren.

Der allgemeine Einfluß der Jungen im Staate ist naturgemäß Wandlungen unterworfen. Im antiken Staate war er sehr erheblich. Im modernen Staate ist er wesentlich geringer und im Deutschland der Gegenwart heißt oder hieß wenigstens noch bis vor kurzem die Grundbedingung aller Chancen in der Politik und im Beamtentum: alt sein.

Natürlich kann Politik nicht von Primanern gemacht werden und man muß sich gerade bei einer Erörterung des Generationsproblems hüten, das Außerordentliche zu verallgemeinern. So können die Götterjünglinge der Geschichte wie Alexander der Große, Hannibal, Scipio, Karl XII. von Schweden, Friedrich der Große, der jüngere Pitt und Napoleon nicht den Maßstab der Leistung der Jungen im Staate bilden. Der wesentlichere Anteil an den Geschäften des Staates muß der älteren Generation vorbehalten bleiben; denn es gibt keinen Bezirk menschlicher Wirksamkeit, die ein so hohes Maß reifer Erfahrung voraussetzt wie eben die Politik. Aber der Staat kann andererseits auch wieder den Vorteil nicht entbehren, den ein Zufluß junger Kräfte jedem Unternehmen sichert.

Im antiken Staate hatte man einen schönen Ausgleich gefunden. Der junge Mann wurde zur verantwortlichen Mitarbeit herangezogen. Ausgesprochene Altersorganisationen wie die Gerusia, der Senat und die Staatsräte hatten die geringe Erfahrung der Jungen wettzumachen und die staatliche Tradition zu hüten. Der moderne Staat hat bisher keine so glückliche Lösung des Generationsproblems gefunden. Seine Parlamente sind meist so überaltert, daß sie vielfach den Charakter direkter Altersorganisationen haben; aber es fehlt an einer Mitarbeit der Jungen im Staate, die zu bewachen wäre. Diese Feststellung erklärt eigentlich schon die wesentlichsten Momente der Stellung der heutigen jungen Generation in der Politik und im Staate. Sie erklärt vor allem die Tatsache, daß so weite Kreise der bürgerlichen Jugend ins Lager der Opposition gewandert sind, die mit außerordentlichem Geschick ihre Sache als die Sache der Jugend schlechthin hinstellt.

Die bürgerlichen politischen Organisationen und die Ämterhierarchie unterlassen es also, einen gesunden Ausgleich zwischen reifem Alter und der Aktivität der Jugend zu suchen. Man läßt sie nur reden, aber nicht handeln. In anderen Staaten ist die Omnipotenz der Vätergeneration nicht so offensichtlich wie bei uns. In Frankreich z. B. hat ein junger tatkräftiger Mann seit jeher gute Chancen in der Politik. Ebenso hat schon immer in England staatspolitische Klugheit die Parteien bewogen, dem jungen Menschen den Weg in die Politik zu ebenen.

Was aber ist die ewig unwandelbare Aufgabe der jungen Generation im Staate? Der junge Mensch sieht in dem Staate ein Wesen hoher Art. Was in dem Jüngling — sofern er nicht gerade in dem Staate lediglich ein Produkt der Klassengegensätze erblickt oder der Anarchie zuschwört —

an Hingabe an eine große Sache lebt, das verbindet er fest mit dem Gedanken an die Gemeinschaftsform seines Volkes.

Seit der junge Grieche Plato seine Ideen über den besten Staat in Athen vorgetragen hat, ist die Diskussion über den Idealstaat in der jungen Generation aller Staaten nicht unterbrochen. Und gerade in dieser idealistischen Einstellung zu den Dingen des Staates liegt die Aufgabe der Jugend. Ihre Kritik hat darüber zu wachen, daß der Staatsapparat nicht im Formalen erstarret, daß man nie abläßt, an Verbesserungen des Gesetzes zu arbeiten, und daß jeden in der Verwaltung und Rechtssprechung Beschäftigten ein rein universalistischer, nur für das Wohl der Allgemeinheit besorgter Geist beherrscht. Ihr glühender Impetus gibt dem älteren Politiker und Staatsmann, der es versteht, mit ihr in Fühlung zu bleiben, die Begeisterung für sein Amt und seinen Beruf und läßt ihn immer wieder spüren, daß jede politische Entscheidung, jeder Verwaltungsakt, jedes Urteil tief in das Schicksal von Staatsbürgern eingreift.

Freilich birgt diese idealistische Einstellung der Jugend zum Staate auch Gefahren mancher Art. Sie läßt den jungen Menschen sehr oft die tatsächlichen Schwierigkeiten verkennen und die Unzulänglichkeit alles irdischen Tuns übersehen. Hier muß die vernünftige staatsbürgerliche Erziehung einsetzen. Bisher hat man leider aber meist nur versucht, der Jugend irgendeine Meinung aufzudrängen. Die staatsbürgerliche Erziehung darf sich keineswegs anmaßen, mehr zu tun, als die sachlichen Grundlagen für ein selbständiges Urteil zu geben. Ihr Ziel muß sein, eine möglichst breite Schicht junger Staatsbürger zur Freiheit im politischen Denken zu erziehen.

Vor allem aber — und das ist die Hauptforderung der Jungen an die Alten — muß sich die ältere Generation ernstlich bemühen, die Diskrepanz zwischen Wollen und Dürfen zu beseitigen, die das Generationsproblem heut beherrscht. Die junge Generation wird sich stets gern und willig dem älteren Führer, sofern er wirklich ein Führer und nicht nur ein Interessenvertreter ist, unterordnen, sie verwahrt sich aber entschieden dagegen, immer wieder lediglich als Objekt gewertet zu werden.



Erwin Merz (Hirschberg)
geb. 27. Oktober 1904 in Görbersdorf

Ruhendes Kaninchen (Zeichnung)

JOSEF WAGNER (BRESLAU)

geb. 13. Januar 1909 in Ohlau

Capriccio (op. 9 Nr. 2)

Allegro giusto (♩ = 144)

f stacc.

The first system of the Capriccio consists of two staves. The upper staff is in treble clef and the lower staff is in bass clef. The time signature is 2/4. The music begins with a rest in both staves for the first two measures, followed by a series of eighth and sixteenth notes. The first staff has a dynamic marking of *f stacc.* and a slur over the notes. The second staff has a slur over the notes and a dynamic marking of *f stacc.* below it.

p (una corda)

The second system of the Capriccio consists of two staves. The upper staff is in treble clef and the lower staff is in bass clef. The time signature is 2/4. The music continues with eighth and sixteenth notes. The first staff has a dynamic marking of *p (una corda)* and a slur over the notes. The second staff has a dynamic marking of *p (una corda)* and a slur over the notes. A dashed line above the first staff indicates a measure rest for 8 measures.

sempre stacc.

The third system of the Capriccio consists of two staves. The upper staff is in treble clef and the lower staff is in bass clef. The time signature is 2/4. The music continues with eighth and sixteenth notes. The first staff has a dynamic marking of *sempre stacc.* and a slur over the notes. The second staff has a dynamic marking of *sempre stacc.* and a slur over the notes.

f (tre corde)

marcato

The fourth system of the Capriccio consists of two staves. The upper staff is in treble clef and the lower staff is in bass clef. The time signature is 2/4. The music continues with eighth and sixteenth notes. The first staff has a dynamic marking of *f (tre corde)* and a slur over the notes. The second staff has a dynamic marking of *f (tre corde)* and a slur over the notes. A dashed line above the first staff indicates a measure rest for 8 measures. The word *marcato* is written below the second staff.

First system of musical notation, consisting of a treble staff and a bass staff. The treble staff contains a series of notes with slurs and accents, while the bass staff has fewer notes with rests.

Second system of musical notation. The treble staff features a complex pattern of sixteenth notes with slurs. The bass staff contains rests and a few notes at the end of the system.

Third system of musical notation. The treble staff shows a melodic line with slurs and accents. The bass staff has a rhythmic accompaniment with notes and rests. Fingerings are indicated with numbers 1, 3, and 5.

cresc.

f

Fourth system of musical notation. The treble staff has a melodic line with slurs and accents. The bass staff has a rhythmic accompaniment. Fingerings are indicated with numbers 4 and 5.

grazioso

p

Fifth system of musical notation. The treble staff features a melodic line with slurs and accents. The bass staff has a rhythmic accompaniment. Fingerings are indicated with numbers 3 and 4.

cantabile

First system of musical notation, measures 1-3. Treble and bass staves. Treble staff includes fingerings: 1, 4, 2, 2, 1, 2, 1. Time signatures: 3/4, 2/4.

Second system of musical notation, measures 4-6. Treble and bass staves. Treble staff includes slurs.

Third system of musical notation, measures 7-9. Treble and bass staves. Treble staff includes slurs. Bass staff includes fingerings: 4, 5, 5. Marking: *cresc.*

Fourth system of musical notation, measures 10-12. Treble and bass staves. Treble staff includes slurs. Bass staff includes slurs. Markings: *f*, *marc.*, *sempre*.

Fifth system of musical notation, measures 13-15. Treble and bass staves. Treble staff includes slurs. Bass staff includes slurs. Markings: *f*, *p*, *poco rit.*, *ff*.

GEDICHTE

Karl Ludwig Skutsch (Breslau)

geb. 19. Juli 1905 in Breslau

Der mit dem dunklen Segel . .

Der mit dem dunklen Segel fischen fuhr,
Kam nicht nach Hause mehr. Man sagt, er habe
Ein Amulett gehabt an einer Schnur,
Das ihm ein Fremder schenkte, schon als Knabe.

Es gehn Gerüchte, daß er wiederkam
In weißer Seide und in goldnen Schuhen
Und nur noch einmal wahren Abschied nahm,
Um sich in beßrer Fremde auszuruhen.

Um seine Jünglingsschultern habe Glanz
Wie Mövenflug und voller Mond gelegen. —
Dann sei er leise wiegend wie im Tanz
In nichts zergangen und dem Meer entgegen.

Horst Lange (Liegnitz)

geb. 6. Oktober 1904 in Liegnitz

An ein Gesicht

Von den durchsichtigen Meeren der Fremdheit bespült,
Gestade aus Wangen und Kinn und der Stirn, in Eile
von Mondstrahl und Winden berührt und für Minuten gekühlt, —
Dein Lächeln zittert wie eine zaghaft geschriebene Zeile.

Mund du, Schoß du für Worte, für Stummheit und Rede,
wie blühte dein Rundes im Schlaf, und wie wurdest du schräge,
als das Licht dich beregnete, früh am Morgen, als jede
Stimme einfach ertönte, jeder Klang aufwuchs wie ein Zweig im Gehege.

Blicke ihr, Augen ihr: grünliches Staunen, blauer Schnee,
über das andre gelegtes Gewebe, von dessen Berührung nichts zeugt,
wie erwacht ihr, wie blickt ihr auf, wenn: ein Himmel voll Weh, —
im Traum das Maßlose nah und tödlich sich über euch beugt.

Oda Schaefer (Liegnitz)

geb. 21. Dezember 1900 in Berlin

Waldgedicht

Wie scheinst du weit, wie scheinst du fern
Mit deinem goldnen Blätterspiel,
Du grüner Wald, kristallner Stern
In dessen Eis der Tauwind fiel,

In dessen Schneespur rauschend traf
Die Sehnsucht der erstarrten Quellen,
Wie Silberfische hing im Schlaf
Dein Atemhauch an Wasserfällen.

Nun bist du nah, nun bist du hier,
Du grüner Wald, beschlossner Kranz
Von scheuen Blumen und Getier,
Von heller Farne leichtem Tanz

Um Bergeshöh und Bergesbucht,
Die wellengleich dein Herz durchdringen
Und duftend durch die dunkle Schlucht
Ins Leuchten deiner Täler dringen.

DER KAKAOKRUG

Erzählung von Dorothea Werner (Breslau) geb. am 23. Oktober 1905 in Breslau

Herr Inspektor Tipke gilt nicht nur im Büro als unumschränkter Herrscher, sondern auch zu Hause. Er ist ein Mann noch ganz vom alten Schlage — vom guten, alten Schlage — wie er sagt. Seine Familie wird in strenger Zucht gehalten, seine Töchter in Gehorsam und Arbeitsamkeit erzogen. Für das Studieren der Mädchen hat Herr Inspektor Tipke naturgemäß nichts übrig. Es kostet viel Geld, und nachher — heiraten sie doch. Trotzdem muß die älteste seiner Töchter Geld verdienen. Um diese moderne Einrichtung kommt auch Herr Inspektor Tipke nicht herum. Helena hat selbstverständlich einen weiblichen Beruf ergriffen: Sie geht als Haustochter in Stellung. Leider gibt es heutzutage so unvernünftige Bestimmungen! Herr Inspektor Tipke ärgert sich darüber. Solange Helena in Stellung ist, hat sie nämlich einer Krankenkasse als Mitglied anzugehören und muß die Hälfte des Beitrages selber zahlen. Doch das geht noch an. Wenn aber Helena nicht in Stellung ist, dann hat Herr Inspektor Tipke selbst den ganzen Beitrag zu zahlen. Das heißt — er hätte. Denn er zahlt ihn nicht. Sobald Helena ihre jeweilige Stellung wieder verloren hat, dringt er darauf, daß sie aus der Krankenkasse austritt. Er sagt: „Wer ein ordentliches Leben führt, der wird nicht krank. Und ein fleißiger Mensch hat gar keine Zeit zum Kranksein. Wozu soll da eine Krankenversicherung taugen?“

So ist denn im Tipkeschen Hause das Wort „Arzt“ verpönt, und alle Tipkes sind fortwährend kerngesund. Sicherlich trägt auch Frau Inspektor Tipke viel zu diesem erfreulichen Zustande ihrer Familie bei; denn sie erfüllt gewissenhaft ihre Pflicht gegen die anderen weniger Gesunden. In ihrer Nähe weilt kein Kranker, den sie nicht besucht und durch Erzählung eines kürzlich erfolgten Todesfalles aufgemuntert hätte. Sie nimmt mitfühlend an jedem Begräbnisse in ihrem Bekanntenkreise teil und spendet schöne Kränze mit weißen Wachsblumen. Denn, so sagt sie, wer anderen viel Teilnahme erweist, kommt selbst nicht so bald zu Krankheit und Tod.

Helena, die älteste Tochter, ist, wie bei diesen Eltern nicht anders zu erwarten, ein wohlgeratenes Mädchen. Sie lebt nur für den Haushalt, kocht, backt, brät, näht, flickt, stickt, wäscht, kurz, sie ist, wie man so sagt, überaus tüchtig. Zwar hat sich trotzdem noch kein Mann für sie gefunden, aber sie denkt doch auch an sowas nicht. Sie zeigt sich sehr lustig und richtet ihre Gedanken immer nur auf das Nächstliegende.

Unter solchen Umständen muß es als völlig unbegreiflich betrachtet werden, daß Helena krank wurde.

Sie hatte schon immer etwas husten müssen. Manchmal schien sie auch leichtes Fieber zu haben. Aber wer kümmert sich denn um so kleine Unpäßlichkeiten! Eines Tages spuckte sie Blut. Angesichts dieser unerklärlichen Tatsache dachte Frau Inspektor Tipke sogleich darüber nach, was sie in diesem Ausnahmefalle zu tun verpflichtet wäre. Es blieb nichts anderes übrig, als Helena — zum Arzt zu schicken.

Wäre Helena gerade Krankenkassenmitglied gewesen, dann hätte man sie einem Sanatorium zur Kur überwiesen. Herr Inspektor Tipke hatte seine Tochter aber vor kurzem wieder abgemeldet, und so blieb Helena zu Hause und mußte wochenlang zu Bett liegen, ehe es gelang, das Fieber ein wenig herunterzubringen.

NEUE LICHT



Hildegard Maiwald (Berlin)
geb. 27. Juli 1905 in Kandrzin
Mutter und Kind (Lichtbild)

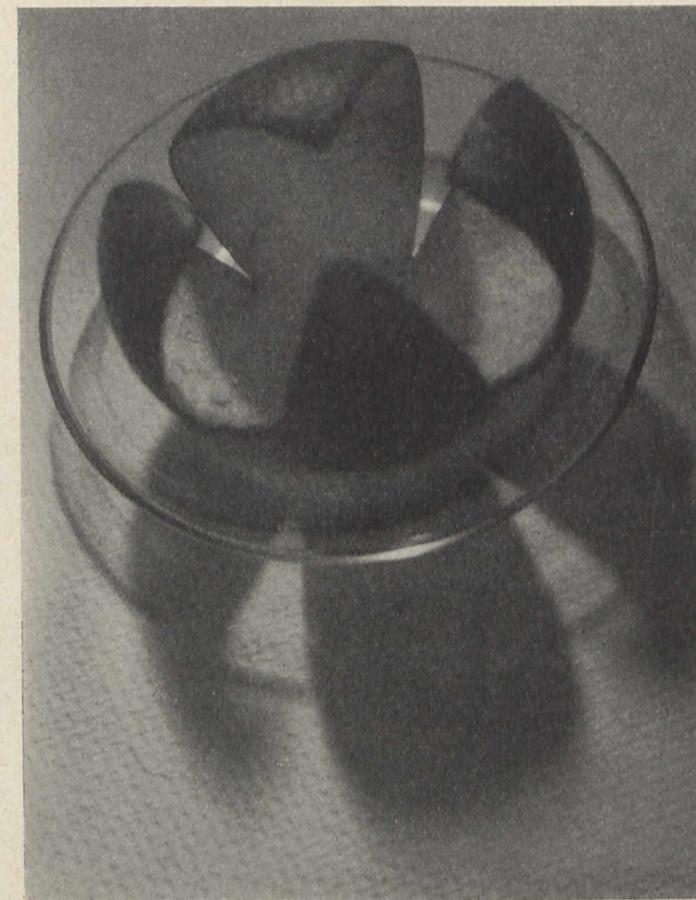
Ewig unbegreiflich wird es auch bleiben, daß Herr Inspektor Tipke kurz darauf einen Schlaganfall bekam. Nun nützt es ihm gar nichts, daß er so fleißig ist. Er muß Zeit zum Kranksein haben. Lange Zeit. Da auch er nicht die Unterstützung einer Krankenkasse beanspruchen kann, entstehen durch seine Krankheit beträchtliche Kosten, und sein begreiflicher Zorn über das unverdiente Mißgeschick hält die Familie in Aufregung.

Natürlich geht das Wohl des Vaters dem der Tochter vor. Helena steht wieder auf, geht umher, kocht, näht, wäscht wie früher und erweist sich als tüchtig im Haushalt. Ihre Gedanken beschäftigen sich ausschließlich mit dem Nächstliegenden. Übrigens kennt sie ihre Krankheit nur unter dem Namen „Grippe“.

Nach vielen Wochen rührt Herrn Inspektor Tipke ein zweiter Schlag. Er stirbt. Frau Inspektor Tipke erfüllt auch in diesem traurigen Falle ihre Pflicht voll und ganz. Das Begräbnis ist eins der schönsten, die es in letzter Zeit gegeben hat. Kränze, Blumen, Männerquartettgesang, ein großes Trauergelage.

Nach dem Begräbnis fühlt Helena sich sehr krank. Frau verwitwete Inspektor Tipke rät ihr Schonung an. Helena schont sich; aber es will nicht besser werden. Nun, man darf sich nicht wundern,

BILDKUNST



Karl Turley (Breslau)
geb. 8. Sept. 1910 in Ratibor
Stilleben (Lichtbild)

daß die Grippe nach all den vorausgegangenen Anstrengungen wieder schlimmer geworden ist. Eines Tages in den Nachmittagsstunden erhebt sich Helena von ihrem Lager, um etwas zu holen. Sie geht mit unsicheren, ein wenig schleichend gewordenen Schritten ins Wohnzimmer, von dem eine nur mit einem Vorhange verhüllte Tür ins anstoßende gute Zimmer führt. Helena hört hinter dem Vorhang die Mutter mit einer Bekannten sprechen. Und weil das Gehen ihr Mühe macht, verweilt sie einen Augenblick an den Tisch gelehnt im dunklen Zimmer und hört dem Gespräch nebenan zu — gedankenlos und ohne Neugier.

„Ach Gott, Frau Müller, Sie können sich nicht denken, wie entsetzlich mir der Gedanke ist, daß Lena uns sterben wird! Man soll ja nicht murren, und ich weiß ja, daß es meine Pflicht ist, die Prüfungen des Lebens — mehr als genug waren es schon — mit Ergebung zu tragen; aber daß dieses junge Mädchen, dieses tüchtige Mädchen schon sterben soll, das macht mich doch ganz verzweifelt!“

„Weinen Sie nur nicht, Frau Inspektor, wir haben alle unser Päckchen zu tragen! Ist es denn wirklich so schlimm mit Lenchen?“

„Ich bitte Sie, die Ärzte verstehen doch nichts! Mein Mann hat das auch immer gesagt. Wenn nicht bald etwas für Lenagetan wird, sagt unser Arzt, dann wird es zu spät sein. Sie sollen in eine Heilanstalt.“

„Ja, dann ist doch noch Hoffnung vorhanden! Da geben Sie das Mädchen nur schleunigst in eine Heilanstalt und — — —“



Günther Hergesell (Breslau)
geb. 21. VII. 1906 in Hollenstedt (Hannover)

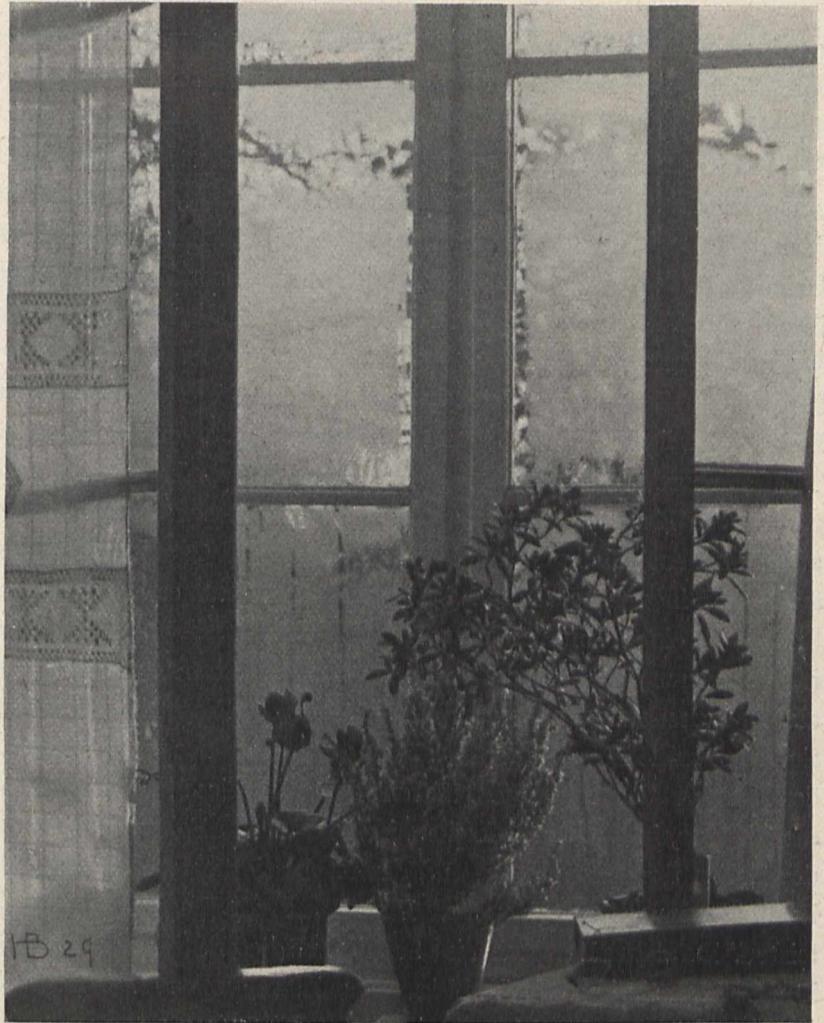
Oderlandschaft (Lichtbild)

„Wovon denn, Frau Müller! Ich bin eine arme Witwe! Ich habe ja meine Pension, gewiß. Aber ich habe auch noch zwei andere Kinder. O, Frau Müller, ich bin ja so unglücklich, daß das Mädchen sterben muß — — —“

„Aber, liebe Frau Inspektor, der Arzt hat doch offenbar gar nicht gesagt, daß Lena schon sterben muß! Ich würde alles versuchen, was möglich ist — —“

„Frau Müller — Lena hat die Schwindsucht. Sie glauben gar nicht, wie elend sie schon ist. Jeden Tag wird es schlimmer. Mir bricht es das Herz. Soll ich da noch soviel Geld ausgeben? Knauers Martha ist auch gestorben — trotz des Sanatoriums. Ach Gott, ich habe schon soviel geweint, daß ich keine Tränen mehr habe! Furchtbar! Und sie war doch so gesund! Etwas habe ich mich ja schon damit abgefunden, daß ich sie verlieren werde. Ich habe ja noch zwei andere Kinder. Das muß mich eben trösten. Ach Gott!“

Hans Biczysko (Görlitz)
geb. 30. VIII. 1907 in Breslau



**Blumenfenster im
Winter (Lichtbild)**

„Liebste Frau Inspektor, Sie tun mir ja so leid! Aber haben Sie denn nicht noch irgendwelche Summen zur Verfügung, die Sie für Lenchen — —“

„Ach, was denken Sie denn! Ich lasse meinem Manne doch einen Stein setzen! Er wollte immer nur Marmor haben. Und Marmor ist so schrecklich teuer. Der Stein kostet ein Vermögen, sage ich Ihnen! Aber er wird gut aussehen. Mein Mann wird sich freuen, wenn er ihn von oben sieht. Sie glauben gar nicht, was für Scherereien ich wegen des Steines mit der Friedhofsverwaltung habe!“

„Davon kann ich auch ein Lied singen. Aber könnten Sie den Stein nicht später besorgen und das Geld jetzt für Lenchen — —“

„Nein, nein. Der Stein muß sofort besorgt werden. Ich käme mir ganz pflichtvergessen vor, wenn ich meinem Manne nicht sofort den Stein setzen ließe, den er sich so sehr gewünscht hat. Und meine Lena — ach, es ist so schwer, wenn ich denke, daß sie mir sterben wird, ach Gott —“

Helena steht im Nebenzimmer. Sie hört das Gespräch. Sie hört es.

Ihre Gedanken, die sich immer nur mit dem Nächstliegenden beschäftigt haben, fangen an zu

arbeiten. Schwindsucht, denkt sie, sterben? — Sterben? — Weiter kommt sie in ihren Gedanken vorläufig nicht. Dies scheint das Nächstliegende zu sein. Und es ist ein merkwürdiges Nächstliegendes.

Sie betrachtet die gestickte Tischdecke. Schwindsucht? Sterben? Helena wankt ein wenig und setzt sich. Wie heißt doch das fremde Wort? Ja, richtig, „Tuberkulose“ heißt es. Helena friert. Große, blaugüne Ringe beginnen vor ihren Augen zu tanzen. Die Stickerei verschwimmt. Helena gibt das Denkenwollen auf. Sie hat einen sonderbaren dumpfen Schlag erhalten, der in ihren Ohren lange und schwer nachsummt. Er hat sie mitten ins Herz getroffen. Ihr ganzes Wesen beginnt zu zittern.

Es ist merkwürdig, ihr Wesen scheint eine viel weitere Ausdehnung zu haben, als sie gewußt hat. Bisher schweigsame Regionen ihres Wesens fangen auf einmal an zu klingen. Niemals hat sie Träumen nachgehungen, niemals Bilder der Zukunft sich spielerisch ausgemalt. Über einen ganz engen Kreis waren ihre Gedanken und Wünsche nie hinausgegangen. Doch nun steigen auf einmal aus geheimnisvollen Tiefen Bilder und Gestalten vor ihrem inneren Auge auf. Und auch die Dinge um sie herum bekommen ein seltsames Leben.

Sie sitzt in einem Zimmer mit sehr altem Hausrat. Dieses Zimmer verwandelt sich unversehens in ein anderes, das andere wieder in ein neues. Zimmer, Zimmer über Zimmer tauchen vor ihr auf und verschwinden wieder. Nicht alle diese Zimmer sind schön und behaglich. Es finden sich auch kahle Büroräume, Warte- und Hotelzimmer unter ihnen. Aber Helenas Augen folgen dem bunten Wechsel mit Entzücken; denn alle diese Zimmer gehören in die Zukunft. Es sind die Zimmer, in denen sich Helena in kommenden Zeiten vielleicht wird aufhalten müssen. Ja, der Zukunft gehören sie an, und das macht sie überwältigend schön.

Doch Helena sieht noch mehr. Einmal erweckt, beginnt ihre Phantasie überreiche Arbeit zu leisten. Da gleitet Helena in eine Straße, aus dieser Straße in eine andere Straße, fort, immer fort. Die Straßen sind windig, staubig, voller Lärm, voller Menschen. Vielleicht sind es Straßen in fremden Städten, vielleicht sogar in fremden Ländern. Lange, lange Straßen, herrliche Straßen. Denn sie gehören in die Zukunft. Durch sie wird Helena vielleicht in späteren Tagen wandern, wandern durch Straßen, durch Gassen, auf Chausseen, auf Alleen mit Baumreihen zu beiden Seiten, die in der Ferne zusammenfließen. Weiter, immer weiter — —

Über den Bäumen ziehen große, weiße Sommerwolken, vielgestaltig und getränkt mit Sonne. Nie hat Helena solche Wolken gesehen. Wann hätte Helena sich auch bisher etwas aus Wolken gemacht? Aber jetzt überfällt sie eine unendliche Sehnsucht nach diesen Wolken.

Draußen ist es winterlich. Einmal wird es wieder Sommer werden. Einmal werden wieder solche Wolken am Himmel ziehen. Helena verlangt nach diesen Wolken, nach dem Sommer, der sie bringen soll, nach anderen Sommern, nach neuen Sommern, nach neuen Herbstern und Wintern — — nach neuen Jahren, die da kommen sollen, nach den vielen tausend Menschen, die in diesen Jahren zu ihr reden werden, nach den Schicksalen, die in diesen Jahren und unter diesen Menschen über sie hereinbrechen werden, nicht nur nach den leichten, sondern auch nach den schweren, nach denen, die da Schmerzen bringen. Ja, nach künftigen Schmerzen sehnt sich Helena.

O, wie wunderbar wäre es, sie zu leiden!

Wie wunderbar wäre es, zu leben!

Auf dem Tische neben Helena liegt ein Radiohörer. Feine, leise Musik zirpt aus dem Hörer. Erregend und beschwingend. In ihrem Rhythmus wandeln sich Helenas Träume. Vergangenes wird Gegenwart, wird unversehens Zukunft. Diese Zukunft gehört Helena, gehört zu Helenas Leben. Helena hat ein Recht auf diese Zukunft. Sie will, sie muß diese Zukunft haben! Was wollte sie doch bis jetzt immer? Sie weiß es gar nicht mehr. Es scheint, als ob sie glücklich werden wollte — vielleicht mit einem Manne. Aber sie war sich wohl niemals ganz klar, wie sie sich dieses Glücklichein eigentlich dachte.

Jetzt ist es nicht mehr wichtig, glücklich zu werden. Wichtig ist nur noch — zu leben. Helena ist gleichsam vom Leben überfallen worden. Wie leben — gleichgültig. Nur überhaupt leben, leben und nochmals leben! Leben will Helena.

Aber darf sie denn leben?

Ihre Gedanken arbeiten nicht. Sie begreift nichts von der Gefahr, in der sie schwebt. Die Gefahr ist auch viel zu nahe, um begriffen zu werden.

Im Nebenzimmer tönt die gleichmäßige, tränenschwere Stimme der verwitweten Frau Inspektor Tipke fort. Sie dringt in Helenas Wesen ein. Und was Helenas Gedanken nicht erfassen, das erfaßt der neuerwachte, wild erregte Teil ihres Wesens.

Helena wird beim Klange der Stimme aus dem Nebenzimmer langsam von einer ungeheuren, sinnlosen Wut ergriffen. Es ist die Wut der hilflos Verlorenen, der Aufgegebenen.

Diese Wut weckt in Helena einen Widerstand. Weckt den Willen zur Verteidigung. Abwehrstellung nimmt ihr ganzes Wesen ein. Sie weiß zwar nicht, wie und gegen wen sie sich wehren soll; aber sie will sich wehren, sie muß sich wehren. Die Wut verlangt es. Die Wut wächst in ihr — unheimlich — und verlangt nach einer befreienden Tat.

Helena erhebt sich und weiß es gar nicht. Wohin wird sie sich wenden? Was wird sie unternehmen? Die bunten Ringe tanzen wieder vor ihren Augen. Sie ist so hilflos, daß sie kaum zu stehen vermag. Sie weiß auch das nicht. Sie beginnt sich vorwärts zu bewegen. Mit ihren schleichenden Schritten nähert sie sich der Türe, hinter der Frau Tipke mit der Nachbarin sitzt und spricht. Was will sie dort?

O, das ist noch ganz ungewiß. Das wird sich finden. Vielleicht wird ihr irgendetwas begegnen, das ihr sagt, was sie tun soll.

So geht sie. Ein dunkler Instinkt treibt sie an. Sie geht bis zur Türe und weiter. Der Vorhang gleitet über ihre Schultern zurück.

Sie steht im anderen Zimmer.

Die beiden Frauen hören auf zu sprechen. Helena hat keine Ahnung von ihrem eigenen Gesicht. Deshalb wundert sie sich, daß die beiden Frauen sie so anstarren — so voller Grauen.

Sie ist ganz hilflos. Sie kann nicht überlegen und muß doch handeln. Was soll sie tun? Die dunkle Wut in ihr läßt ihr keine Zeit zur Besinnung.

Neben Frau Tipke auf dem Tische steht ein Steingutkrug mit Kakao. Ein großer, plumper Krug. An diesem Krüge saugen sich Helenas Augen fest. Was für einen dicken Henkel er hat! Der Henkel schreit förmlich danach, daß man ihn fasse.

Helenas ganzes Wesen zieht sich auf diesen Krug zusammen, als wäre er ein Magnet. Siehe da! Dieser Krug ist ein Gegenstand zum Handeln! Helenas Wut bemächtigt sich seiner.

Helena geht mit ihren schleichenden Schritten auf den Krug zu. Frau Tipke schiebt unwillkürlich ihren Stuhl rückwärts, um Helena auszuweichen. Die Nachbarin will etwas rufen; aber es bleibt beim Wollen; denn Helena hat schon nach dem Krüge gegriffen. Einen Augenblick hält sie ihn in der Hand, gleichsam wägend. Er ist noch zur Hälfte mit Kakao gefüllt. Kakao — Helena trinkt gern Kakao — sie bekommt ihn selten. Aber nun ist sie entschlossen, viel Kakao zu trinken, koste es, was es wolle. Jetzt weiß sie auch, was zu tun ist. Jetzt weiß sie, was sie gesucht und in Gestalt des Kruges gefunden hat.

Der Krug ist eine Waffe. Eine schwere, sinnlose Waffe gegen unbegriffene Gefahr. Die Wut hat eine Waffe gesucht. Da ist die Waffe!

Die Wut erreicht ihren Höhepunkt. Helenas Finger schließen sich fest um den Henkel. Während in ihrer Brust ein ziehender Schmerz sich auftut, hebt sie den Krug — sehr hoch — „Was willst du, Lena!“ — Plötzlich ein Taumeln — und in einem roten Strome bricht Helena zusammen.

Wenige Wochen danach ist sie gestorben. Frau verwitwete Inspektor Tipke hat immer wieder unter Weinen und Kopfschütteln darüber geklagt, daß dieses tüchtige Mädchen so früh sterben mußte. Sie hat für Helena ein prachtvolles Begräbnis ausgerichtet und hat es auch trotz ihrer beschränkten Geldmittel ermöglicht, daß Helenas Grab einen schönen marmornen Stein bekam.



Renate Hoffmann-Scholtz (Breslau)
geb. 22.IX.1901 in Erfurt

Handgewebter Teppich aus naturfarbener Schafwolle

KUNSTGEWERBE



Richard Süßmuth (Penzig b. Görlitz)
geb. 23. 12. 1900 in Ruhland (Schlesien)
Gebrauchsgläser

Phot. Damerau



Elisabeth Probst (Breslau)
geb. 24. April 1906 in Breslau
Stoffe

ZUR JUGENDBEWEGUNG IN SCHLESILIEN

Bernard Lindenau (Breslau)

geb. 2. April 1907 in Breslau

Brüder, laßt die Jugendzeit wie die Rosen blühen!
Jaget alles Herzeleid fort und alles Mühen!
Sorgen überlaßt dem Alter, das da singet Bußesalter!
Uns soll recht erfreu'n Lieb', Gesang und Wein!

Christian Günther

Bevor schlesische Wandervogeljugen 1922 Christian Günthers Lied für sich wiederentdeckten und auf abenteuerlicher Expeditionsfahrt immer und immer wieder sangen, hatte die Jugendbewegung wohl auch in Schlesien schon eine reiche Geschichte hinter sich — diese Fahrt aber brachte erst den Anfang dessen, was Schlesien für die Jugendbewegung an eigener Bedeutung gewonnen hat.

Wie stand es damals, in den ersten Nachkriegsjahren, um Jugend und Jugendbewegung? Dezi- miert waren die alten Führer der Bewegung, die sich vor dem Kriege sehr leicht mit der Nennung ihrer wenigen „Bünde“ — der großen Wandervogelbünde, des katholischen Quickborn, der frei- deutschen Gruppen — umschreiben ließ, in die Heimat zurückgekehrt.

Voller Sehnsucht nach endlicher Erfüllung der alten großen Pläne zu neuer Lebensgestaltung, griffen sie nun fast zu schnell ein. Überall tat es ja not, sie fanden nur zu offene Türen nach allen Seiten. Menschen der Jugendbewegung füllten Lücken in Fürsorgeerziehung ebenso wie im Corpsstudententum, reformierten ein bißchen in Partei und Gemeinde, wachten an den be- drohten Grenzen, organisierten wirtschaftliche Selbsthilfe — Landarbeit — Werkstudententum, schufen die Arbeiterjugendbewegung, eine neue Musikbewegung und neues Laienspiel. Nur waren ihrer viel zu wenige geworden, die Menschen vereinzelt in der Überfülle der Auf- gaben, die Einheit im Geist ging verloren, das Rückgrat der Bewegung, die „Bünde“, waren zersplittert in ehrgeizigen Machtkämpfen kurzsichtiger Führer, die sie nur zu oft erfolgreich für Tagesziele und eigenbrötlerische Ideale einsetzten. „Jugendbewegung“ als einheitlicher Begriff und Gedanke war damit bereits vollkommen aufgelöst. Sie konnte sich nicht mehr dar- stellen, stand längst nicht mehr über den Dingen und hatte keine Werbekraft mehr.

War das die Erfüllung aller hohen Pläne der Vorkriegszeit? Nein, so konnte es niemals „von Grund aus anders“ werden! Nur ganz wenige der jungen Menschen fühlten das, hielten an sich und glaubten mit ihrem Einsatz warten zu können und warten zu müssen. Erst eine neue Welle junger Menschen gleichen Geistes konnte vielleicht von neuem versuchen, beispielhafte Werke der Jugend aufzurichten. Fest verbunden in Freundschaft und gegenseitiger Verantwortung, fähig, aus dem Ganzen heraus für das Ganze zu handeln, — so mußte eine neue Jugend erstehen, sie galt es zu führen! Sie verschworen sich, noch einmal die alten Feuer in der Jugend zu entzünden, wieder Freude an kühnen Plänen zu erwecken, Mut zu großzügigen Gedanken — einen neuen Anfang zu schaffen. Dazu gehörte vor allem: Trennung und Auslese. Hier war das neue Werk zu beginnen. Da, wo noch in den alten, jetzt arg durcheinandergeschüttelten Bänden der Jugend Reste der ursprünglich jugendlichen Frische zu spüren waren, galt es, sie aus der zersetzenden Nähe des Tagesstreites herauszulösen und einen neuen Kern aus ihnen zu bilden.

Vielleicht hatte äußere Gefahr die Grenzjugend länger vor innerer Zersplitterung bewahrt — in Schlesien gelang das Werk am besten. Aus einem großen Teil der schlesischen Gruppen verschiedener Bünde wurde bald wieder eine faßbare Einheit. Bundeszusammenhänge wurden entschlossen gelöst, wo sie eine Gefahr zu bedeuten schienen. Um endlich wieder neue, kühnere Maßstäbe zu gewinnen, wird als erste Probe auf die Kraft des neuen Kerns eine große Fahrt über die damals noch sehr verschlossenen Grenzen des Reiches beschlossen. In Abstand vom eigenen Land und von der eigenen Kultur soll sie allen Beteiligten vom fremden Land aus die Aufgaben im eigenen deutlicher sichtbar werden lassen. Die Richtung für diesen Plan gibt die Lage Schlesiens: Südosteuropa, Slowakei, Ungarn, Siebenbürgen.

Selten ist wohl eine gemeinsame Ferienfahrt von 120 Jungen so wichtig geworden wie diese. Noch vor Aufbruch ist der Gewinn augenscheinlich: der enge Ortsgruppenhorizont fliegt in Stücken auseinander, macht einem neuen Einheitsbewußtsein Raum, schafft aus örtlich gebundenen und beschränkten Freundeskreisen verschiedenster Färbung, den Überresten des demobilisierten Vorkriegswandervogels, eine neue Einheit der Jugend, den „Schlesischen Jungenbund“. Zweierlei Triebkräfte sind mächtig und bewahren vor Eindämmern auf Lorbeeren, die andere geerntet hatten: Entfesselttes Abenteuerertum — hol's der Teufel, der wilde Christian Günther soll leben! Brüder, laßt die Jugendzeit wie die Rosen blühen! — Zielgebundener Expeditionsgeist: — nicht Erfüllung romantischer Passionen, sondern unbedingte Notwendigkeit, die durchlebt werden muß, um den Jungen der reizsamen und aufgeregten Gegenwart zu stählen, um ihn ernst und streng zu machen, reif und tüchtig zu all den herrlichen neuen Taten der Zukunft!

Die Fahrt glückt; durch Karpathenurwald und unberechenbaren Sturm, Durststrecken, unerwartete Gastfreundschaft, Steppe, Städte, Flüsse, Grenzen schlagen sich die Grüpplein zu 10, 12 Jungen durch mit Entdeckerjubiläum und Erobererstolz — durch zu den Deutschen in der Zips und in Siebenbürgen, treffen sich unterwegs an großen nächtlichen Feuern, erleben blicksicher, unbestechlich die fremde Landschaft, die fremden Menschen, ahnen Möglichkeiten späterer Arbeit. Noch auf der Rückreise gründen die jungen Führer die „Schlesische Jungmannschaft“ als ein Versprechen für die Zukunft: unabhängig von Bünden und Richtungen, aus dem Geiste der Urburschenschaft von 1817, der freien deutschen Jugendbewegung von 1913 und ihrer eigenen Grenzlandfahrt heraus allgemeingültige Werke für die gesamte schlesische Jugend und das Deutschtum in Südosteuropa zu schaffen.

Zweierlei Wirkung hatte die Fahrt auf einen großen Umkreis. Die Jungenhorde dieser Großfahrt wurde klassisch für die Ausbildung der jetzigen Art „Jungenschaft“ aller Richtungen. Den Gesetzen eines geformten deutschen Jungenlebens wurde auf der harten Probe dieser Fahrt bis ins letzte nachgespürt. Nicht zuletzt wirkte neben dem lebendigen Vorbild der stolz und fröhlich von der Fahrt heimgekehrten Gruppen der frische Niederschlag in einem für den Geist der Jungen bis heute wichtigen Heft*). In den nächsten Jahren stellten sich fast alle Jugendbünde auf diese neue Art des Jungenlebens um und gaben viel von versteiftem Herkommen zugunsten eines frischeren Geistes auf. Parteien, Kirchen, Stände schufen sich ihre Jugendorganisationen ebenfalls nach dem äußeren Vorbild dieser und wesensverwandter freier Jungenschaften —

*) Der Jungenbund, Siebenbürgenfahrt der Schlesier, 72 S., RM 1,50, durch: Boberhaus, Löwenberg Schlesien.

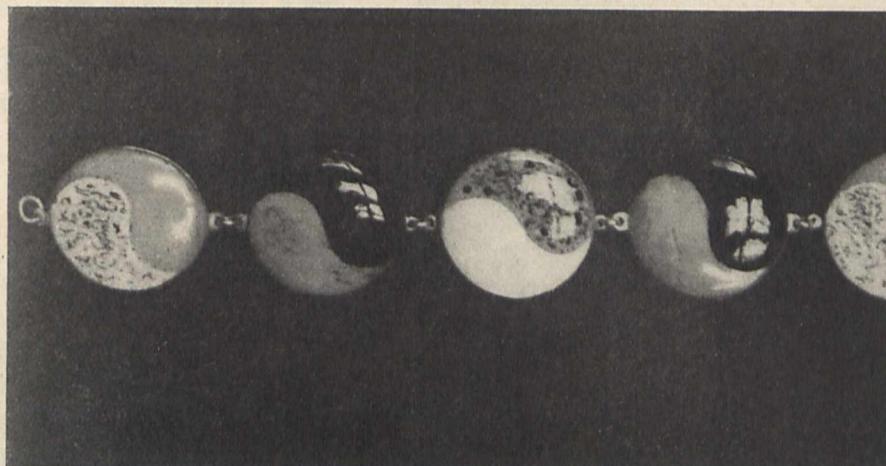
viele Tausend Jungen leben heute in Jungengruppen dieser Art. Eine Darstellung der Entwicklung aller vorhandenen Bünde und Richtungen gäbe ein unübersehbares Mosaik — wichtig und neu im Gegensatz zu dem Spiegel der alten Generation, den sie sonst weitgehend bieten, ist allein dies Stück Lebensform „Jungengruppe“, das ihnen allen gemeinsam ist. Viele meinten mit ihr nur die äußere, zeitgemäße Form für einen von ganz anderer Seite zugebrachten Inhalt zu übernehmen. Oft erweist sie sich aber stärker als alle Programmatik. Leicht ist ein Bundeshemd, ein Programm, ein Wimpel und ein Kochtopf besorgt, — daß die Jungen aber zusammenhalten, das hängt letzten Endes von all dem nicht ab. Sind die rechten Jungen zusammen — überall da wird das der Fall sein, wo dem gesunden Instinkt der Jungen nach Selbstaulesung genügend Raum gelassen ist — dann werden sie bald begeistert ihr deutsches Jungenleben finden, werden sich in Freundschaft verbunden auf weiten Fahrten erproben, den ganzen Reichtum ihrer Fähigkeiten in brüderlicher Gemeinschaft entwickeln und werden sich dabei unersetzbare Hilfe bei ihrer Selbsterziehung leisten. Ein Zug von Freiheit, Selbständigkeit und Unmittelbarkeit ist damit unlösbar verbunden, eine Geisteshaltung, die eines gewiß nie und nimmer ist: orthodox. Mit der äußeren Form fast zwangsläufig verknüpft, verbindet trotz des scheinbaren Primates der Programme und Tendenzen die Jugend aller „Nachwuchsorganisationen“ untereinander und mit den freieren Gruppen auch heute noch das Stück Autonomie im Geist, das sie sich ihrer eigenen Richtung gegenüber einfach durch die Lebensform der echten Jungengruppe erworben hat.

Ehe auch der neuartige Versuch einer Jungmannschaft wirksam werden konnte, mußte sie zunächst selbst noch Form und Gestalt gewinnen. Junge Studenten erwarben ihrer Gemeinschaft alte Musik und neues Drama, zogen bald durch die Städte Schlesiens, gaben Konzerte und spielten Szenen aus Molos „Friedericus“: „Haltung! Haltung, messieurs, ist alles im Krieg!“ und Goerings „Seeschlacht“:

Nun fängt es ja erst an.
Freut ihr euch nicht?
Rein in die Mühle, wer Brot werden will!
Seid nicht so nachsichtig gegen euch.
Was gepflanzt ist, soll wachsen.
Wenn's auch zerschmettert.
Was gelöst ist, soll rollen,
wenn auch über uns.
Kommt mit, Kinder, kommt mit bis ans Ende.
Wer bis an das Ende beharrt —
Ich sage nicht, daß der selig wird,
Aber man muß es tun.

Dazwischen immer wieder Treffen, Pläne, Referate, Besuche auf Tagungen, bei Verbänden und einzelnen Freunden, neue Fahrten mit der von ihr geführten Jungenschaft, neue Beziehungen zu auslandsdeutscher und fremder Jugend, monatelange, gründlich vorbereitete Studienfahrten geschlossener Studentengruppen. Langsam gewinnt der kleine Kreis Zuwachs und Freunde.

Liselotte Stadie (Breslau)
geb. 3. März 1902 in Oppeln



Emalliertes Armband

Im Bewußtsein seiner herkunftsmäßig einseitigen Beschränkung erstrebt er ein Forum der gesamten Jugend Schlesiens. Geschaffen sollte nichts Geringeres werden als ein Haus, in dem sich Jugend aller Parteien, Klassen und Bekenntnisse (aus der Heimat und dem Auslandsdeutschtum) treffen, aussprechen und sich auf ihre besonderen Aufgaben besinnen könnte. Zur Verwirklichung der Pläne wirbt die „Schlesische Jungmannschaft“ um Hilfe und Vertrauen der jungen wie der alten Generation. Die Arbeit droht fast die Stoßkraft der Gruppe zu erschöpfen. Doch das Verständnis hoher Beamter wie privater Freunde läßt nach einem harten Winter schließlich die Gründung des Hauses gelingen. Das „Boberhaus“ in Löwenberg wird vier Jahre nach Gründung der Jungmannschaft als Volkshochschulheim und Grenzschulheim eröffnet.

Damit ist der Jugend unserer Landschaft ein Geschenk gemacht, dem bisher in Deutschland Ähnliches noch nicht zur Seite steht. Die reichen Möglichkeiten zur Arbeit für die gesamte schlesische Jugend, die mit Errichtung des Hauses gegeben waren, gaben allen Arbeiten und Plänen der Jungmannschaft selbst, wie auch vieler anderer Gruppen der Jugend einen entscheidenden Anstoß. Ihre Vielfältigkeit macht es unmöglich, die Arbeit kurz zu umreißen. Besondere Bedeutung hatten die Arbeitslager für junge Bauern, Arbeiter und Studenten, Freizeiten für Lehrlinge und junge Arbeitslose, Ferienschullager für auslandsdeutsche Jugendliche und die Auswertung vieler Studienreisen*). Vor allem wichtig ist aber die rege und lebendige Verbindung, die es mit allen Jugendgruppen Schlesiens halten kann. Dadurch werden Anregungen und Erfahrungen weitergegeben und Wege zu weiterer Arbeit geebnet.

Denn noch ist alles nur Beispiel, erster Anfang, Versuch — wie etwa auch das jetzt kürzlich entstandene gemeinsame Wohnheim junger Arbeiter und Studenten in Breslau**) — überall in Stadt und Land fehlt es noch an gegenseitigem Verständnis der Not und Gefahr, dem Bewußtsein der gemeinsamen Aufgaben — die Jugend, Schlesiens junge Mannschaft, ist am ehesten dazu berufen, hier Brücken zu schlagen und neue Wege zu finden.

*) Ausführliche Berichte in „Die Volksguppe“, Beiträge zum Schlesischen Volksbildungswerk. Heft 1—5 (1—2 vergriffen), Heft 3—5 für RM 1,60 durch Boberhaus, Löwenberg Schles., Postscheckkonto Breslau 23967.

**) Freiburger Straße 36.

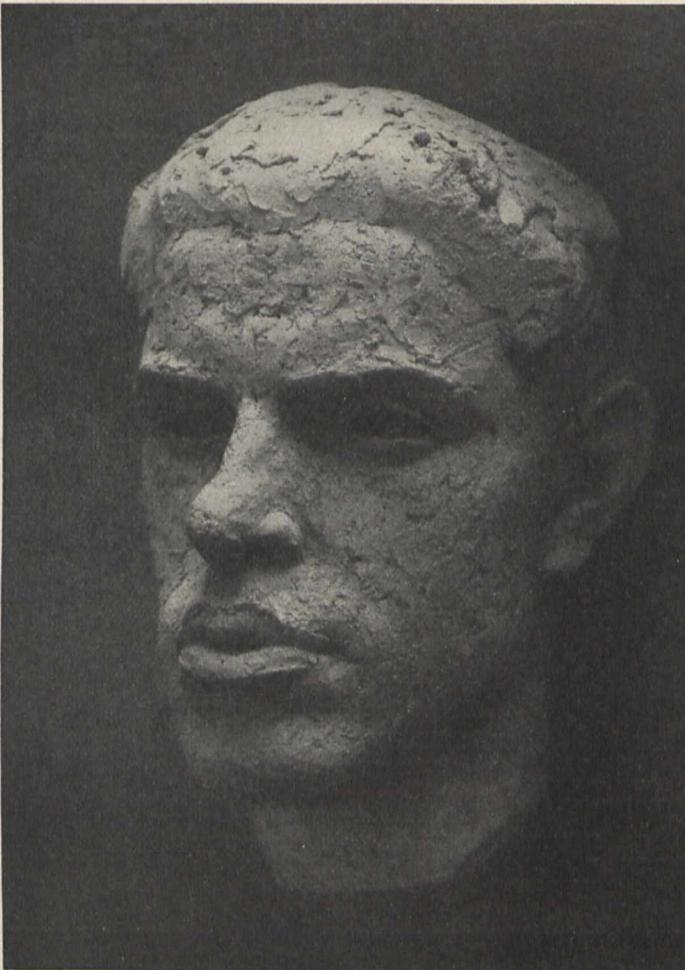
PLASTIK



Elisabeth Stein (Breslau)
geb. 10. März 1902 in Mannheim
Frauenbüste



Inge Jäger-Uthoff (Breslau)
geb. 29. Dezember 1902 in Breslau
Äffchen



Walter Timm (Breslau)
geb. 14. 4. 1906 in Stargard (Pommern)
Männerkopf (Ton)

Hans-Georg Burghardt (Breslau)

geb. 7. 2. 1909 in Breslau

Aus: Gesänge nach Christian Morgenstern

op. 8 b

Baß und Klavier

I. *Lento*. Nicht schleppen; sondern relativ bewegt.

8

p (gebunden)

8

This system shows the beginning of the piano accompaniment. The bass line starts with a whole rest, followed by a series of eighth notes. The piano part features a melodic line with slurs and a triplet of eighth notes. The tempo is marked *Lento* and the performance instruction is "Nicht schleppen; sondern relativ bewegt".

Mit Betonung der Hauptsilbe

mf *sempre quasi recitativo*

Die zur Wahr-heit wan-dern, wan-dern al - lein,

8

p *mf*

This system includes the vocal line and piano accompaniment. The vocal line begins with a whole rest, followed by a triplet of eighth notes. The piano accompaniment consists of chords and moving lines. The tempo remains *Lento*. The performance instruction is "Nicht schleppen; sondern relativ bewegt".

breit 4/4

kei - ner kann dem an - dern Weg-bru - der sein. Ei - ne Span-ne gehn wir,

breit *f* *mf*

This system continues the vocal line and piano accompaniment. The vocal line features a triplet of eighth notes. The piano accompaniment includes chords and moving lines. The tempo remains *Lento*. The performance instruction is "Nicht schleppen; sondern relativ bewegt".

Anmerkung: Vorzeichen gelten nur für die Note, vor der sie stehen.

scheint es, im Chör . . . bis zu - letzt sich, sehn wir, je - der ver - lor.

p (gebunden)

Ped. *

Selbst der Lieb - ste rin - get ir - gend - wo fern, doch wer's ganz voll-

p *mf*

brin - get, siegt sich zum Stern *breit* $\frac{4}{4}$ schafft, sein selbst Durch - chri - ster, Neu - got - tesgrund,

breit *f* *ff* *mf*

und ihn grüßt Geschwister ew'ger Bund.

p *p* (gebunden)

Ped. *

*) \equiv Longa, Note mit beliebigem, jedoch größerem Notenwert als \circ ($\frac{1}{4}$).

8

poco rit. . .

II. *Energico*

f

8

Ge - schöpf nicht mehr, Ge - bie - ter der Ge - dan - ken,

f *mf*

Ped.

8

des Wil - lens Herr, nicht mehr des Wil - lens Fro - ne,

f *mf*

Ped.

(kräftig)

8

der flu - ten-den Emp - fin - dung Maß und Mei - ster, zu tief, um an Ver - nei - nung zu er - kran - ken,

ff *p*

Ped.

f zu frei, als daß Ver-stockt-heit in ihm woh - ne. *mf* So bin - det sich ein Mensch

ans Reich der Gei - ster: *p* So fin - det er den Weg zum Thron der Thro - ne.

Mimi Salice-Stephan (Waldenburg)

geb. 7. 7. 1909 in Waldenburg

Nächtliche Meditation

Die Stadt ist beinah eingeschlafen — — nur
 Noch hin und wieder sticht ein helles Fenster
 Aus einem Häuserblock. — Es ist zwölf Uhr,
 Die Zeit der Liebespaare und Gespenster.

Der Bürger, der solid ist, schnarcht im Bett:
 Das Laster lediglich ist auf der Achse. —
 Und durch die leergefegten Straßen geht
 Das Rollen einer letzten Autotaxe.

Ein Schlüssel klirrt — — der Wächter patrouilliert —
 Langsam verlöschen nun auch die Laternen.
 Man ist nicht mehr am Stadtbild interessiert
 Und überläßt daher das Feld den Sternen.

Und unbegrenzt herrscht überall der Traum,
 Lärm und Geschäft und Leidenschaften schweigen. —
 Die Menschen sind so still! — — Man glaubt es kaum,
 Daß sie dann früh aus ihren Betten steigen,

Den Morgen grüßend mit dem alten Lied,
 Wie sie es heut und alle Tage sangen. — —
 Zwölf Uhr! — — Wenn man zwölf Stunden weitersieht,
 Hat wohl die Börse grade angefangen. — —

MALEREI



Gerhard Neumann (Cosel OS)
geb. 15. August 1907 in Oppeln
Winterlandschaft



Gerda Stryi-Leitgeb (Breslau)
geb. 20. Mai 1905 in Kattowitz OS
Am Zoologischen Garten

G E D I C H T E

Günther Burghardt (Breslau)

geb. 20. April 1908 in Breslau

Nachtlied

Durch den Strauch in der Einsamkeit flutete Wind.
Im späten Vogellied klingen der Sehnsucht mondschimmernde Wellen.
Wie sprechen die traumhaften Quellen . . .
Halte dein flatterndes Herz. Sieh: wie die Wolke da ist und rinnt.

Leise wandert dein Schritt in die Gärten der Nacht.
Hör: ein gedämpfter Akkord abenderfüllter Gefühle.
Wer hat dich aus Wirrsal und Kühle
All den so heimlichen Dingen atem- und herzlautnah dargebracht?

Aus den Tiefen raunen vergangene Stunden; Oh, wie es war . . .
Lippen tönen wie Flöten: Frauen und Blüten und Sterne . . .
Ach, die Nacht neigt sich gut. Schäferlich ruht das Paar.
Um den dämmernden Baum sinkt und schwindet die Ferne . . .

Meinhardt Lemke (Breslau)

geb. 22. 4. 1904 in Fordon (Kr. Bromberg)

Einkehr in der Nacht

Wenn dir der Tag in braunen Gewändern verweht,
hältst du die heiße Brust an die steinerne Stubenwand.
Sanft ist die Kühle, die dann in den Mauern steht,
und dein Ohr träumt den Gang, der leise zu dir geht;
glücklich fühlt sich dein Herz schon in der Geliebten Hand!

Hingetan ist dein Mund an seltene Worte: es fährt
auf die Säulen dein Herz zum blühenden Kapital.
Alles zu fassen, taucht deine Hand unbeschwert
in die Wölbung des Doms, der deine Sehnsucht ehrt;
Niegeschautes, es naht im Dunkeln erst deiner Seele!

In den Wäldern erhebt die Nacht ihren tiefen Ruf,
daß du nur einkehrst bei ihr, die dem Einsamen frommt.
Schon dem Einzigen einst gab sie den erhabnen Beruf,
als mit den Sternen er Erde und Menschen schuf.
Sieh, wie der Himmel sich neigt vor dir, der da kommt!

Wege seufzen vor Glück. Der Wald erwartet dich bloß.
Stille trägt dich und schwebt mit dir durch die Büsche dahin.
Langsam öffnet die Nacht dem Heimkehrer ihren Schoß . . .
und du gleitest herab. Schon spürst du die Mutter im Moos
und erbebst vor dir selbst und feierst deinen Beginn . . . !



Herbert Wentscher, Breslau
geb. 12. Juni 1900 in Graudenz

Schlafender Mann
(Federzeichnung)

DER KLEINE AFFE

ERZÄHLUNG VON HERMANN GAUPP (BRESLAU)

geb. 5. Januar 1901 in Freiburg i. B.

Aus einem der großen Krankenhäuser, die hier draußen in weitem Umkreis beieinander stehen, ist ein kleiner Affe entsprungen. Das mag seltsam klingen; auch ich habe einige Zeit gebraucht, bis ich es glaubte und den Zusammenhang in Erfahrung bringen konnte. Schließlich erzählte man mir, daß in den Kellern der Krankenhäuser allerlei kleine Tiere wie Meerschweinchen, Mäuse, Hühner und Affen gefangengehalten würden und daß man an ihnen die Wirkung neuer Mittel und Heilmethoden ausprobieren. Man gab ihnen Einspritzungen verschiedener Art und Stärke, brachte sie mit dem elektrischen Strom in Berührung, amputierte ihnen das eine oder andere Glied, tat besondere Zusätze in ihre Speisen oder ließ sie auf eine Weile völlig ohne Nahrung; aus ihrem Benehmen und aus der Reaktion ihrer Körper zog man dann Rückschlüsse, was von alledem auch einem menschlichen Organismus im Laufe einer Behandlung zugemutet werden durfte. Nun, ich weiß nicht, ob alle diese Grausamkeiten und Quälereien an Tieren wirklich nötig sind, um dann Menschen auf Grund der gewonnenen Erfahrungen heilen zu können. Ich weiß nicht einmal, ob ein Mensch um so vieles wichtiger ist als ein Tier und woher er eigentlich das Recht nimmt, sein Leben so turmhoch über das der anderen Geschöpfe zu stellen, die mit uns diese uns allen gemeinsame Erde teilen. Ist es nicht auch hier — wie überall — immer wieder bloß das Recht des Stärkeren, das dumme brutale Faustrecht des äußerlich Überlegenen? Was wissen wir von den Tieren, von ihren Gedanken und Empfindungen, ihren Träumen und Sehnsüchten? Nur eben soviel, um sie auf die einfachste und hinterhältigste Weise zu überlisten und uns untertan zu machen. Woher aber wissen wir, ob nicht die stille Qual oder der heimliche Klagelaut eines Tieres einstmals vor Gottes Angesicht mehr wiegen

Traute Lothes (Liegnitz)
geb. 8. 9. 1904 in Liegnitz
Mutter mit Kind (Federzeichnung)



wird als ein gewonnener Krieg oder der flammende Blick des Welt-
eroberers? Wenn nicht schon vorher alle Tiere der Welt sich zusammen-
rotten werden, um in ungeheurer, durch Jahrtausende aufgestapelter
Empörung gegen ihre Peiniger anzurennen! Was wissen wir?

Auch über die Flucht des kleinen Affen können wir nur Mutmaßungen hegen. Vielleicht hatte man seinen Körper schon lange Zeit hindurch zum Heile der Menschheit gemartert; vielleicht auch war er eben erst mit einem neuen Transport aus seiner warmen, sonnigen Heimat gekommen und seine Leidensgefährten in dem dunklen, feuchten Keller hatten ihm in ihrer Sprache von den Schrecknissen berichtet, die ihn hier unten erwarteten. Jedesmal, wenn er die schlürfenden Tritte des Wärters hörte, ergriff ihn eine namenlose Angst vor etwas Unbegreiflichem, Geheimnisvollem, Furchtbarem. Er dachte an seine geliebte, ferne Insel: wie hell, klar und durchsichtig war dort alles — auch die Gefahr, die ihn noch keine Sekunde seines Lebens verlassen hatte. Aber er hatte ihr immer zu entgehen gewußt, denn er kannte sie, er konnte sie sehen mit seinen Augen und hören mit seinen Ohren. Hier aber war etwas Neues, Fremdes, Unsichtbares, vor dem er zitterte.

An diesem Tage nun geschah es ihm in all seinem Kummer, daß der Wärter beim Betreten des Kellers die Türe nur angelehnt ließ und daß durch den schmalen Spalt ein erster süßer Duft des herannahenden Frühlings hereinströmte. Da verlor der kleine Affe auf eine kurze Sekunde den Verstand. Eine gewaltige Sehnsucht nach Freiheit, Luft und Sonne überkam ihn; er vergaß, daß er in einem fremden, feindlichen Lande war, von tausendfachem Tod umdroht und — brach aus. Mit einem einzigen Satz sprang er über den verblüfften Wärter hinweg, zwängte sich durch die halboffene Türe ins Freie und raste wie von Furien getetzt die Straße entlang, während hinter ihm schon die ersten Schreie der Verfolger erschollen. Ein fauchendes Auto kam ihm entgegen, von der Seite stürmten zwei johlende Kinder auf ihn ein — er sah sich verraten und umstellt. Aber zu köstlich war der Geruch der wiedergewonnenen Erde, als daß er sich schon von ihm zu trennen vermochte und seine Sache verloren gab. Blitzschnell entsann er sich, daß schon im Urwald die Flucht nach oben die beste und zuverlässigste gewesen war; mit wilden

Bodo Zimmermann (Breslau)
geb. 29. Mai 1902 in Filehne (Posen)

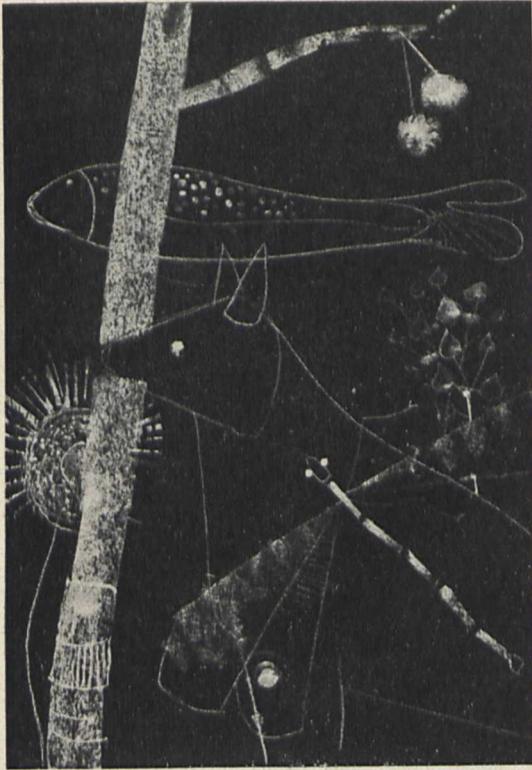


Monreale (Holzschnitt)

Sprünge jagte er an einem großen, noch unbelaubten Baum empor, klomm bis in den Wipfel hinauf und setzte sich dort außer Atem auf einen kahlen, vorspringenden Ast, während die Meute seiner Feinde ratlos und mit dummem Gesicht zu ihm hinaufglotzte. —

Hier könnte die Geschichte eigentlich zu Ende sein, denn was dann noch kam, war traurig und beschämend für alle, die es mit angesehen haben. Drei Tage und drei Nächte saß der kleine Affe dort oben, dem Himmel benachbart, und weder gütliches Zureden noch Drohungen konnten ihn bewegen, seinen Zufluchtsort zu verlassen und sich wieder in die Gewalt seiner Peiniger zu begeben. Die vorgehaltenen Nüsse und Bananenstückchen, mit denen man ihn zu locken suchte, beachtete er nicht einmal; unverwandt und starr war sein Blick in die Ferne gerichtet, dorthin, wo er seine Heimat spürte. Am dritten Tage endlich entschloß man sich, eine lange Leiter anzulegen, und ein beherzter Feuerwehrmann stieg hinauf, um den Flüchtling eigenhändig herunterzuholen; aber als er die Hand nach ihm ausstrecken wollte, fuhr er erschrocken zurück. Der kleine Affe war tot. Vielleicht hatte ihn eine Lungenentzündung überfallen in den kalten Nächten, vielleicht hatten Hunger und Erschöpfung ihn schließlich überwältigt, vielleicht auch hatte ihn die Sehnsucht verzehrt und er war wirklich an gebrochenem Herzen gestorben. Wie ein kleiner Götze oder Heiliger saß er aufgerichtet auf seinem kahlen Ast und schaute mit erloschenen Augen in die Richtung seiner Heimat. —

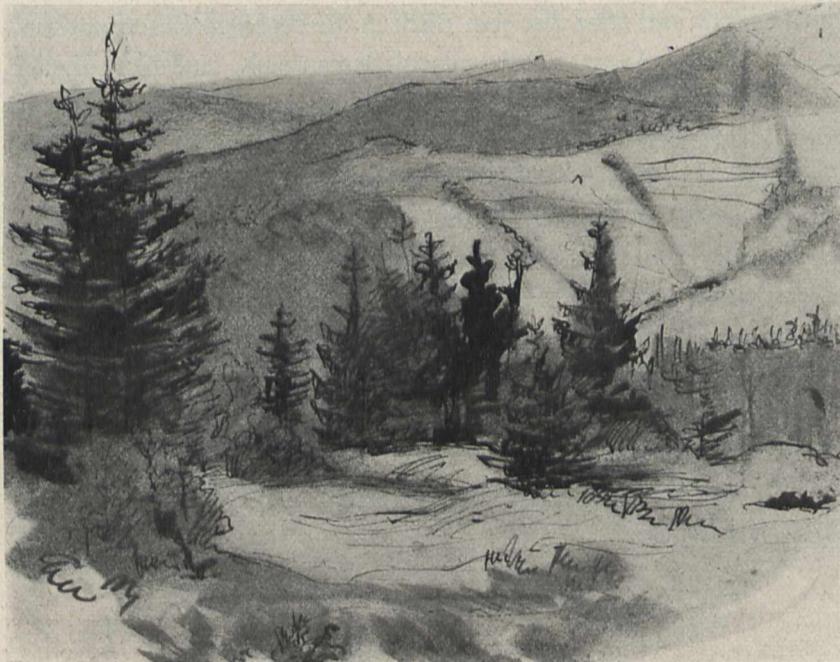
Ob zu seinem Glück, ob zu seinem Unglück, wer kann das entscheiden? Vielleicht war es besser so für ihn. Aber was ist das für eine traurige, unvollkommene Erde, auf der nicht Raum genug ist für einen armen, kleinen Affen? Der sich doch nichts weiter gewünscht hatte, als jeden Tag vergnügt in die Sonne zu blinzeln oder mit lustigen Sprüngen hinter seinen Brüdern herzujagen zwischen den Bäumen seiner fernen Wälder!



Walter Hoffmann (Breslau)
geb. 5. Januar 1908 in Beuthen OS.
Tiere (Kreidezeichnung)



Arthur Bonk (Breslau)
geb. 27. 11. 1902 in Biskupitz
Z e i c h n u n g



Walter Hannig (Breslau)
geb. 17. August 1909 in Brieg
Aus der Grafschaft Glatz
(Tuschzeichnung)

RUNDSCHAU

Bildende Kunst

Gedächtnisausstellung Otto Müller

Es ist das Verdienst Dr. Wieses, des Direktors des Museums der bildenden Künste, so bald nach dem Hinscheiden Otto Müllers eine umfassende Ausstellung seines Werkes veranstalten zu können. Daß sie möglich wurde, ist das Resultat eingehenden Suchens in ganz Deutschland, denn Müllers Bilder sind überall im Reiche gesammelt worden, im Westen übrigens weit stärker als im Osten, der ja der modernen Malerei immer nur schleppend gefolgt ist.

Wer — wie man das häufig hört — an Müllers Bildern die immer wiederkehrenden Motive zu tadeln fand, der wird durch diese Ausstellung eines Besseren belehrt; er sieht, über welchen Gestaltenreichtum der Künstler verfügte. Seine Themen haben eine ganze Anzahl von Möglichkeiten; bald sind es Landschaften oder Dorfbilder ohne Menschengestalten; bald sind die Menschen das eigentliche Thema: Zigeuner, Badende, Liebespaare, armselige Ostjuden; dazu das Bildnis, freilich nur in der Form des Selbstporträts.

Und auch die Farbenskala ist durchaus variabel. Zuweilen ist alles auf stumpfe Blässe, auf gobelinhafte Dämpfung gestellt, zuweilen aber ist der Farbenklang weit voller genommen, wie etwa in den orangefarbenen Häusern einer Straße.

Was er aber auch malt, es trägt den Stempel seiner Persönlichkeit. Nur in den ersten Anfängen, die unter anderem durch das hier wiedergegebene Bild zweier Frauen auf einer Wiese vertreten sind, zeigt sein Stil etwas Suchendes, das sich bald an Böcklin und Marées, bald an den Kreis der Münchener Scholle, bald an französische Vorbilder wie Maurice Denis anschließt,

nicht ohne auch hier schon die persönliche Übersetzung zu bringen. Um 1910 hat er sich ganz gefunden. Damals wird die fette Ölfarbe von der stumpferen, auf grobe Leinwand aufgetragenen Leimfarbe ersetzt; damals ist die Vereinfachung der Objekte soweit gediehen, daß sie, ohne den besonderen Reiz sinnlicher Erscheinung, nur als Träger des Rhythmus auftreten, seines ganz persönlichen Rhythmus, den man, wie das Werk eines Musikers, am Tempo, an der Dynamik, an der Tonfolge wiedererkennt. Die Entwicklung bleibt von da an auf gleicher Linie; jede Neigung abzuschweifen, in neuen Manieren aufzutreten, fehlt. Auf eine immer klarere Aussprache seiner selbst ist das ganze Streben gerichtet: „nach innen geht der geheimnisvolle Weg“, um ein Wort von Novalis zu brauchen.

Da ihm die Brillanz des Pinselstriches wenig bedeutet, kann er sich auch im Aquarell, in der Kreidezeichnung, ja in der farblosen oder nur leise getönten Lithographie aussprechen, und es ist ein besonderer Reiz dieser Ausstellung, das druckgraphische Werk des Künstlers in fast lückenloser Vollständigkeit vorzufinden. So bietet sie denn ein wirkliches Gesamtbild des Künstlers, ein Bild seiner Welt, die sich neben die wirkliche wie eine völlig selbständige, ihren eigenen Gesetzen gehorchende, zu stellen vermag.

Welche Bedeutung die Ausstellung auch außerhalb Schlesiens findet, dafür zeugte am Eröffnungstage der Besuch eines Vertreters der Nationalgalerie, die unsere Müller-Ausstellung nach Berlin übernehmen wird.

Franz Landsberger

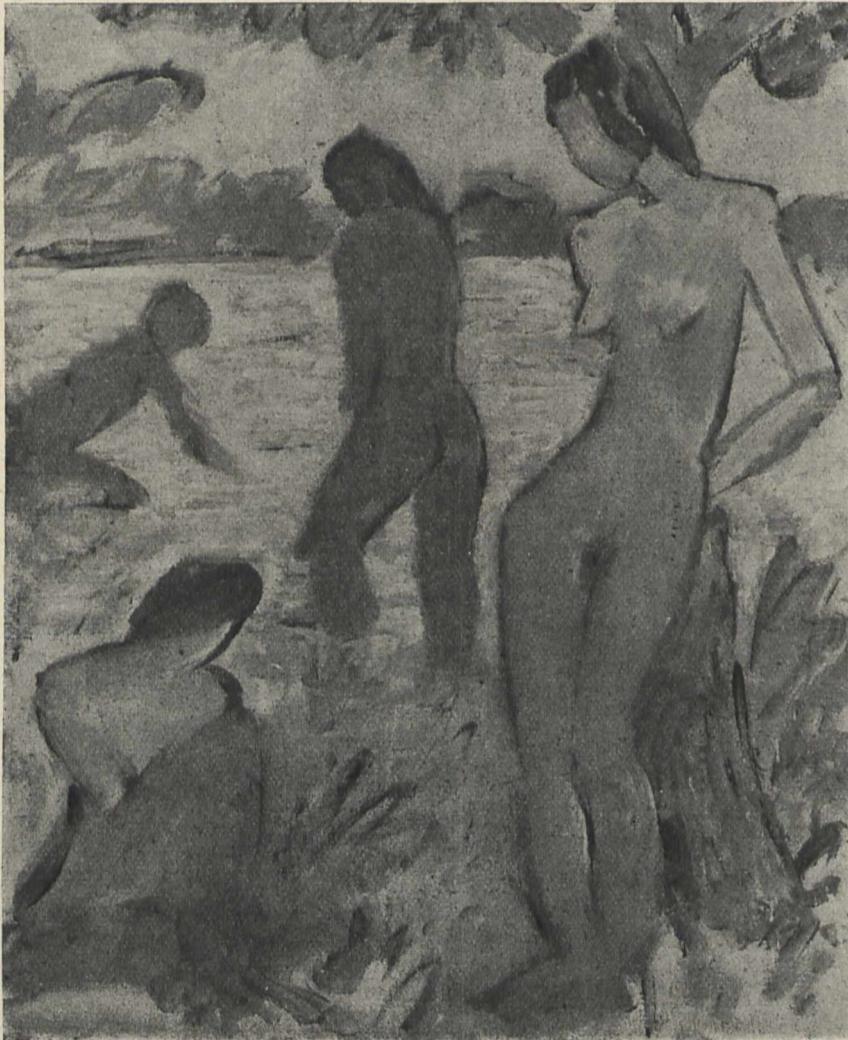
Kunstaussstellung Ostdeutscher Kreis —

Ausstellung in der Städtischen Handwerker- und Kunstgewerbeschule

Die Ausstellung des Ostdeutschen Kreises — einer Anzahl von in Ostdeutschland lebenden Künstlern — ist rasch besprochen. Was sie an hier noch unbekanntem Erscheinungen bringt, ist gewiß interessant für den Beobachter deutschen Kunstschaffens in jedem seiner Landesteile, aber darüber hinaus vermag sich keine stärkere Teilnahme einzustellen. Joachim Branski, der begabtere des malenden Brüderpaares, bleibt doch zu sehr in der Gefolgschaft Jäckels stehen, Erbach oder Starzewski geben nicht mehr als interessante Versuche. Das Beste sind die hinzugezogenen Schlesier; die phantasievollen Aquarelle der Gertrud Kleinert, die farbenfrohen Bildnisse von Alfred Haberfeld, die Plastiken von Wadephul. Wichtiger ist die kleine, aber von Herrn Architekten Ullrich Stein sorgfältig vorbe-

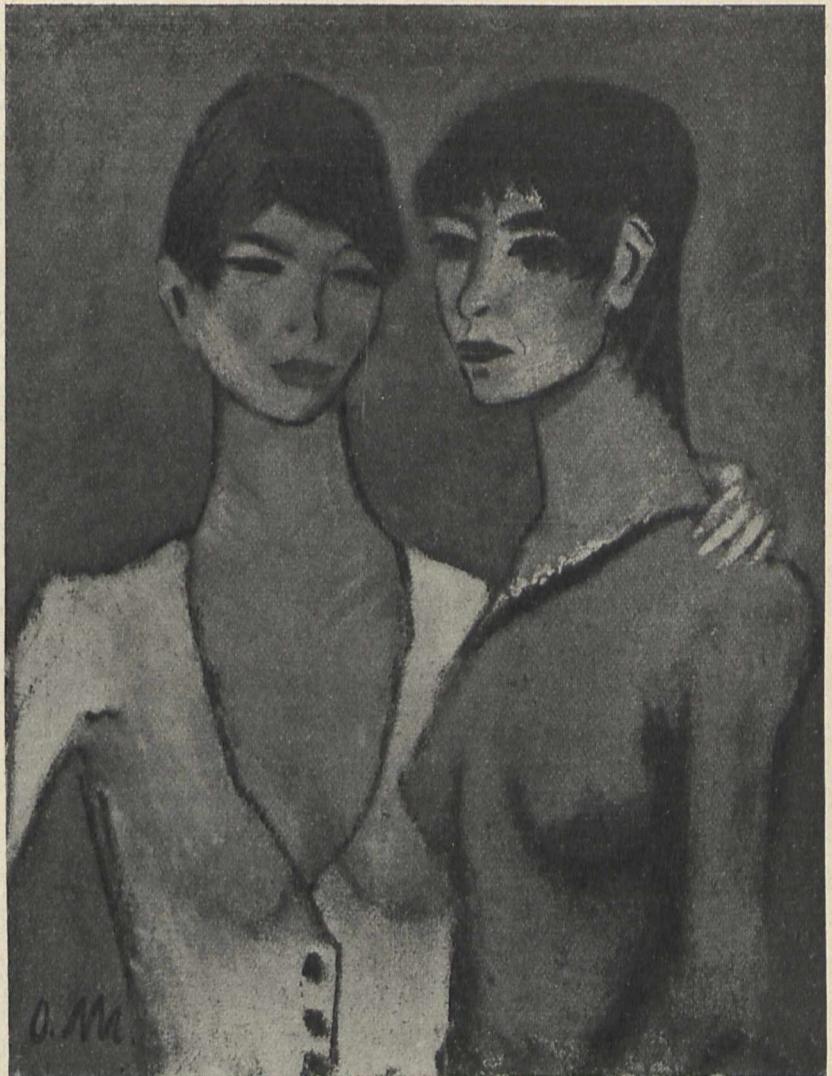
reitete Ausstellung in der Städtischen Handwerker- und Kunstgewerbeschule. Man sieht hier Entwürfe zur Einrichtung von Kleinwohnungen, deren Problem nicht die Lösung vorwiegend künstlerischer Aufgaben, sondern die Anpassung an die Größe des zur Verfügung stehenden Raumes, an die Anzahl und den Beruf der darin wohnenden Menschen, an die Form ihrer Gebrauchsgegenstände, an die Höhe ihres Einkommens ist. Dieses Gestalten „von unten her“ hat etwas durchaus Sympathisches; es macht nämlich mit dem Gedanken der notwendigen Rationalisierung wirklich Ernst, während sie bei einer Anzahl von Künstlern nur immer ein Vorwand ist, um das, was an der einen Stelle gespart wird, an der anderen um so freigebiger auszugeben. Man fühlt vor diesen schlichten, anstän-

**O. Müller: Zwei Frauen
auf der Wiese (1909)**
Bes. Eduard Stucken, Berlin



**2. Otto Müller:
Blaue Akte**
Essen, Museum Folkwang

**Aus der
Otto-Müller-Ausstellung
im Breslauer Museum
der bildenden Künste**



**3. Otto Müller:
Russisches
Mädchenpaar (1919)
Stettin, Städt. Museum**

digen Formen, worin gerade diese Schule ihre besondere Aufgabe zu erfüllen hat: einen Stamm schlesischer Handwerker und Gebrauchskünstler auszubilden, der sich, ohne viel Aufhebens von persönlich-

künstlerischen Dingen zu machen, einer gleichsam anonym bleibenden, aber darum für die Kultur eines Volkes in seiner Gesamtheit um so nützlicheren Sprache bedient.
F. L.

Photograph Heinrich Götz †

Am 12. Februar ist unerwartet der Inhaber der Breslauer Firma Eduard van Delden, Photograph Heinrich Götz, gestorben. Ein Leben voller Arbeit liegt hinter ihm. Er stammte aus Geisingen bei Donaueschingen, wo er am 12. März 1865 geboren wurde, und hat seine Jugendzeit hauptsächlich in Frankfurt a. M. verlebt. Vor dreißig Jahren aber kam er nach Breslau, wo er sich mit seiner Familie ansässig machte und seitdem nicht nur unter seinen Berufsgenossen einen geachteten Namen sich erwarb, auch über deren Kreis hinaus. Er war ganz von seinem Berufe erfüllt, und nur aus ihm

heraus kam er allmählich mit dem Kunstleben unserer Stadt in Verbindung, mit dem er bis zuletzt verknüpft war. Er war angesehen und beliebt, trotz manches scharfen Urteils, das er äußern konnte.

Er war ein ausgezeichnete Techniker in seinem Fache und zugleich ein feinfühlig, künstlerisch empfindender, kritischer Lichtbildner, den eine besondere Begabung auf Aufnahmen von Architekturen, anderen Kunstwerken und Kunstgewerbe hinwies. Auf diesem Gebiete ist er jahrzehntelang einer der gesuchtesten Photographen Schlesiens gewesen. Namentlich unsere

Künstler ließen gern ihre neuesten Arbeiten bei ihm photographieren. Aber auch um das Bildnis hat er sich bemüht, besonders zur Zeit seiner Reform in der Photographie. Ihm ist eine Sammlung bester deutscher Porträtphotographien zu verdanken, die in einem von ihm konstruierten Schranke im Breslauer Kunstgewerbemuseum aufbewahrt wird.

Heinrich Götz saß in der Leitung seiner Fachvereine, war Mitglied des Vorstandes des Kunstvereins und über 10 Jahre Vorsitzender des Kunstgewerbevereins. Während dieser Zeit hat er mit allen Kräften die Interessen des Kunsthandwerks und des Vereins in Schlesien vertreten und gefördert.

Ehe er nach Schlesien kam, war er drei Jahre in London und Leeds gewesen, und von 1890—1892 Geschäftsführer mit Max Dauthendey in Würzburg, bei dessen Vater, der zu den ersten Photographen gehörte, die es in Deutschland gab. Der nachmals berühmte Dichter Max Dauthendey hat ein wunderschönes Buch über diese Jugendzeit der Erfindung Daguerres geschrieben, das man mit größter Spannung und Überraschung liest, als ob Hunderte von Jahren

seitdem vergangen wären. Es heißt: „Der Geist meines Vaters.“ Von dieser Zeit und seinem Leben in der Familie Dauthendey hat Heinrich Götz oft und gern erzählt. Hat er doch auch schon dort die Anregungen empfangen, die ihn zeitlebens und besonders stark in den letzten Jahren beschäftigten, nämlich eine Lösung des Problems der farbigen Photographie.

Heinrich Götz liebte Bücher, las viel und ist selbst auch literarisch tätig gewesen. In Vorträgen und Zeitungsaufsätzen hat er oft das Wort zu Tagesfragen seines Faches oder zur Geschichte der Photographie in Schlesien ergriffen. Von bedeutsamen Werken, für die er die photographischen Aufnahmen gemacht hat, sind in erster Linie das große Werk über „Schlesische Goldschmiede“ und das über die „Jahrhundert-Ausstellung 1913“, beide von Masner und Hintze, zu erwähnen. Ebenso stammen die wohl gelungenen Aufnahmen zu dem „Rathausbuche“ von Burgemeister, zu dem Buche „Altschlesien“ und dem über „Breslauer Kirchen“ von ihm.

So hat er Schlesiens Land und Kunst bekannt gemacht.
Conrad Buchwald

Musik

Die Breslauer Singakademie bringt in diesem Winter nichts von zeitgenössischer Musik. Diese Enthaltensamkeit ist bisher nicht offiziell begründet worden. Sie entspricht nicht der Tradition unseres größten Gesangvereins. Diese war zwar immer auf die Pflege anerkannter Meisterwerke gerichtet, beachtete aber auch das Neue. Grundsätze und Absichten der Leitung dürften sich nicht geändert haben. Eine offizielle Erklärung würde wahrscheinlich auf die wirtschaftliche Notlage des Konzertinstitute und auf die unerschwinglichen Kosten einer Erstaufführung hinweisen. Dann wäre zu untersuchen, bei welchem Institut die Notlage besteht. Vielleicht ist sie bei der Singakademie gar nicht so groß, daß das Repertoire auf Einseitigkeit gestellt werden muß. Vielleicht ist es die tatsächlich vorhandene Notlage der Schlesischen Philharmonie, die auf die Betätigung der Singakademie beschränkend einwirkt. Wenn es so liegt, dann ist Umorganisation notwendig; d. h. die Singakademie müßte wieder wie sie es früher war, ein wirtschaftlich selbständiges Unternehmen werden, nicht innerhalb der von der Philharmonie veranstalteten Abonnementskonzerte singen, sondern wieder Konzerte auf eigene Rechnung und Gefahr geben. Ist es nicht wirtschaftlich mehr als ungesund, ein lebensfähiges Institut durch die Schwierigkeiten eines anderen zu lähmen? Für die Singakademie würde sich das Risiko vergrößern. Aber andere Gesangvereine in Breslau und in der Provinz nehmen es auch auf sich. Man müßte beraten, wie die Höhe des Risikos nach Möglichkeit herabzusetzen sei, aber nach freier Musikpolitik streben. Die Singaka-

demie in der Erfüllung ihrer Aufgaben zu unterstützen, ist ebenso wichtig wie die Stützungsaktion für Oper und Schauspiel.

Wir hörten in diesem Monat eine prachtvolle Wiedergabe der „Missa solemnis“ von Beethoven. Zur objektiven Einstellung auf das Werk trat beim Dirigenten — Georg Döhrn — beim Chor und beim Orchester — Schlesische Philharmonie — seelische Spannung von höchster Intensität. Diese Aufführung war ein Credo zum gefühlserfüllten Klangleben, war Versunkenheit und Bekenntniswille zu gleicher Zeit. Man scheut sich fast, die Erinnerung dadurch zu trüben, daß man auf die immer wiederkehrende Kalamität, in die der Dirigent durch die Besetzung der Solopartien gerät, hinweist. Man brauchte es nicht zu tun, wenn dabei grundsätzliche Fragen unberührt blieben. Oft wird die Forderung erhoben, heimische Kräfte einzusetzen. Das läßt sich nicht immer durchführen. Die einheimischen Konzertsänger sind oft nicht frei. Sie haben glücklicherweise auch auswärtige Engagements. Mit Opernkräften sind selten gute Erfahrungen gemacht worden. Das Publikum will auch nicht immer dieselben Solisten hören. Es erwartet mit Recht für die Konzerte der Singakademie die Verpflichtung von Konzertsängern großen Stils. Solche sind zur Genüge bekannt. Warum fallen wir dann so oft auf unzureichende oder gerade zur Not zureichende Kräfte rein? Im Sporan diesmal Adelheid Armhold ganz nett, ja, aber mehr auch nicht. Emmy Neidendorf (Alt), stimmlich gut, aber letzten Endes dem Werke stilfremd, unmöglich, total unmöglich der Tenor Roland Hell, sachlich und einfach

der Bassist Bruno Sanke. Aufführungen von Messen und anderen geistlichen Chorwerken sind sicher nicht Stellen, an denen man Sängerkult treiben will; aber man darf verlangen, daß die Solisten die Gesamtauführung nicht stören. Sie müssen mindestens auf dem Niveau der Chor- und der Orchesterleitung stehen. Für eins der letzten Abonnementkonzerte der Philharmonie hatte man den Münchener Kammer Sänger Paul Bender verpflichtet, einen Künstler von Größe und Charakter. Gegen ein solches Engagement ist also nichts einzuwenden; wohl aber dagegen, daß man dem Gast gestattete, Lieder mit Klavierbegleitung zu singen.

Früher war das bei uns üblich. Man hatte sich aber überzeugen lassen, daß derartige Vorträge mit dem Sinn der Symphoniekonzerte nichts zu tun haben, und man hielt auf stilreine Programme. Nun kommt der beliebte Sänger daher und singt für seinen demnächstigen Liederabend Reklame. So engherzig wollen wir nicht sein, daß wir auch Oratorienarien in einem Symphoniekonzert ablehnen, obwohl sich auch bei ihnen das Stilgefühl protestlerisch regt. Bender sang die Arien sehr schön. Aber es wäre schon gut, gastierende Sänger darauf hinzuweisen, daß es Gesänge mit Orchesterbegleitung (Originalkompositionen) genug gibt.

Die Kammermusikpflege wird von den Konzertdirektionen Hoppe und Hainauer planmäßig betrieben. Wir hören im Verlaufe des Winters fast alle bedeutenden Streichquartette. Die künstlerisch hochstehenden Abende finden beim Publikum verdientes Interesse. Über diesen Eindrücken wollen wir nicht vergessen, daß wir in dem Trio Pozniak, Freund und Bernstein ein in Breslau ansässiges Ensemble von internationalem Ruf besitzen, den sie in der Heimat kürzlich wieder unter Beweis stellten.

In der Oper brachte man u. a. „Rosenkavalier“ und „Die Entführung aus dem Serail“ heraus, Werke, die wir z. Z. ohne Gastspiele nicht geben können. Die Hochdramatische ist wegen Krankheit beurlaubt, die Spezialistin für ausgesprochene Koloraturpartien fehlt dem Ensemble. Die Aushilfsgäste im „Rosenkavalier“ interessierten schwach. Es ist um die diesjährige Aufführung des Straußschen Lustspiels überhaupt nicht besonders gut bestellt. Am ersten Abend versagte Wilhelmi, unser langjähriger Ochs von Lerchenau, stimmlich, Rudow, früher ein famoser Faninal, verfällt jetzt ins Karikieren (doch nicht etwa auf Anraten der Regie?). Der darstellerisch außerordentlich fesselnde Oktavian der Darbo und die feinstimmige Sophie der Book allein könnten der Aufführung nicht das Festliche, das man an einem Rosenkavalierabend sucht, geben. Dann sang Paul Bender den Ochs; er sang ihn edel und wohlthuend musikalisch, er spielte ihn mit vornehmem Humor. Sein Gegenüber, der Oktavian der Guszalewitsch, sang hingegen keineswegs schön. Die Stimme besitzt Volumen, aber geringen Wohlklang, die technische Behandlung läßt sehr viel zu wünschen übrig. Frau Guszalewitsch

verfügt über Temperament, sie sieht hübsch und interessant aus, in die tiefer liegenden Feinheiten einer Rolle dringt sie aber nicht ein. Die orchestrale Wiedergabe der Rosenkavalierpartitur entspricht keineswegs den Straußschen Absichten. Die Information mag man sich im Vorwort zum „Intermezzo“ holen. Als Brünhilde ließ man unsre in bester Erinnerung stehende frühere hochdramatische Bella Fortner-Halbaerth gastieren. An der restlos ausgeglichenen gesanglichen Leistung fand man wieder ungetrübtes Gefallen. In der Entführung ersang sich der junge Baßbuffo Pflanzl einen bemerkenswerten Erfolg.

Die Operettenpflege unsrer Oper wird von den Fachleuten sehr verschieden beurteilt. Die Beurteilung ist in einem Falle bis zum Protest gediehen. Er richtet sich mit Recht gegen die Verunstaltung von Werken, denen höherer Kunstwert zuzusprechen ist. Ob es aber Sinn hat, immer wieder die Frage aufzuwerfen: Operette oder nicht? möchte ich bezweifeln. Hier handelt es sich um eine leider notwendig gewordene Geschäftsangelegenheit. Wir müssen uns mit ihr so lange befassen, wie es die Verhältnisse erfordern. Etwas wird aber in der Praxis nicht beachtet, worauf ich schon vor der Verwirklichung des Planes, ein besonderes Operettenensemble zu engagieren, hingewiesen habe. Entweder man gebe die Operetten mit Opernkraften, was früher sehr gut gegangen ist und auch jetzt ganz gut gehen würde, oder aber man überlasse die Operette den vorhandenen Spezialkräften. Aber man mische nicht durcheinander. Man kann mit Recht sagen: in der Aufführung der Operette „Die große Unbekannte“ von Suppe waren Frau Reitzner, Herr Heyer, Herr Rudow (alle von der Oper) sehr gut, glänzend Fräulein Kunze, Herr Dewald, Herr Rolle (diese von der Operette), aber eine stilistisch geschlossene Aufführung konnte das Nebeneinander völlig wesensverschiedener Darstellungsarten unmöglich ergeben. Trotzdem ein spontaner Publikumserfolg und hoffentlich ein gutes Geschäft. Aber damit bringt man die Stimmen, die von der Leitung eines Opernhauses stilistische Klarheit und Gradheit verlangen, nicht zum Verstummen.

Das Schauspielhaus hat sich vernünftigerweise zu einer erheblichen Senkung der Eintrittspreise entschlossen, mit dem Erfolge, daß seitdem das Haus sehr gut besetzt ist. Sollte man diese Maßnahme nicht auch auf andere Institute übertragen? Bei der Oper wird es nicht möglich und auch nicht nötig sein. Im Abonnement und durch Beitritt zu den Kulturbünden kann man die Oper für verhältnismäßig billige Preise besuchen. Die Kassenausweise sind ja auch weit günstiger als im Vorjahre. Aber bei den Konzerten ließen sich vielleicht die Preise noch tiefer senken, als es schon geschehen ist. Bei der Prüfung der Frage, wie die wirtschaftliche Lage der Philharmonie zu verbessern ist, werden wir auf die Preispolitik zurückkommen.

Rudolf Bilke.

Theater

Im Dezember wurde an dieser Stelle der bisherige Spielplan der Breslauer Vereinigten Theater bewertet und dabei festgestellt, daß er weder Richtung noch Charakter zeigte: beides im Hinblick auf die kulturpolitische Aufgabe eines deutschen Theaters im Grenzlande. Es hat sich seither nicht wesentlich verändert. In den drei Monaten, die wiederum vergangen sind, nahm abermals das Lustspiel mit dem westöstlichen Allerweltsgesicht den Hauptraum ein; außer Wedekinds „Lulu“ und Ibsens „Volksfeind“ ist kein Werk der bedeutenden Tradition auf die Bühnen gekommen, die oft gleichzeitig nebeneinander mit Arbeiten ohne höheren künstlerischen Wert beschäftigt wurden. In der Tat: keine Spielzeit seit Jahren war so arm an gewichtigen Leistungen nach Stoff und Form. Mit dem Hinweis auf die schwache Zeitproduktion ist dieser Ausfall nicht gerechtfertigt; denn zu keiner Zeit konnte das Theater allein von dem Leben, was die Gegenwart ihm lieferte; immer war der vernünftige Ausgleich zwischen Tradition und Moderne die Voraussetzung eines gehaltvollen Spielplanes. Heute glaubt man sich auf Gedeih und Verderb mit der zeitgenössischen Literatur verbunden und gerät in hilflose Verlegenheit, wenn sie versagt. Dabei liegen weite Felder brach, die der immer neuen Pflege wert wären.

Daß die Spielplangestaltung bei der heutigen serienweisen Aufführungsart sehr stark von den Wünschen der Besucherorganisationen und daneben von geschäftlichen Erwägungen abhängig ist, sei gewiß nicht vergessen. Aber gerade die Besucherbünde sind starke Helfer bei der Forderung nach Qualität. Man wird sie also nicht belasten dürfen mit der Verantwortung für die bisher auffallend leere und ereignisarme Spielzeit. Wieweit hier die Fäden sich verknüpfen oder kreuzen, wie weit Einflüsse und Rücksichten bei der Stückannahme eine Rolle spielen, interessiert die Öffentlichkeit übrigens sehr wenig. Immer noch ist die Theaterleitung für die Außenwelt die Stelle, von der die Führung und die Richtung erwartet wird: gerade in einer Zeit, in der unter Berufung auf die kulturelle Aufgabe neue öffentliche Mittel beansprucht werden, um einer Wirtschaftskrise zu begegnen. Sie war in den letzten Wochen ernst genug. Die für die Vereinigten Theater bestimmte Summe der Preußischen Landesbühne wurde dem Stadttheater gegeben, die Beihilfe der Provinz blieb überhaupt aus. So fehlten bedeutende Posten des Einnahmeertrags, die nur zum Teil durch ein zinsloses Darlehen der Stadt ausgeglichen werden konnten.

Die Breslauer Volksbühne hat in die Debatte eingegriffen mit einer Denkschrift, die den Einwand entkräften sollte, daß die Einnahmen der Theater durch

die niedrigen Platzpreise der Organisationen auf den kritischen Tiefstand gebracht worden seien. Es ist hier nicht der Ort nachzuprüfen, wieweit die rechnungsmäßigen Nachweise dieser Denkschrift auch in anderem Sinne ausgelegt werden können. Wenn behauptet wird, daß eine Erhöhung des Mitgliederbeitrages um 10 Pfennige Hunderte zum Austritt veranlassen und damit nur eine weitere Einnahmenverminderung des Theaters erbringen würde, so kann man die Richtigkeit dieser Annahme glauben; bewiesen ist sie nicht. Mehr aber interessieren einige statistische Angaben dieses Rundschreibens. Der freie Kassenverkauf bei acht Stücken wird in Vergleich gestellt; dabei stehen 3222 M. bei „Viel Lärm um nichts“, 30664 M. bei „Vater sein dagegen sehr“ gegenüber. Dieser Vergleich hinkt, denn bei dem Schwank von Carpenter handelt es sich um eine Aufführungsserie von doppelter Länge. Auch sonst läßt sich aus den freien Einnahmen nicht ohne weiteres auf den Geschmack der nichtorganisierten Besucher schließen, da die Beteiligung der Bünde nicht gleichmäßig ist. Richtigerer Bilder erhält man aus dem Vergleich der freien mit den Bundeseinnahmen; hier liegt das Verhältnis u. a. bei Hebbels „Judith“ 3245 frei zu 10042 organisiert; bei „Wallenstein“ 8019 zu 58; bei Sheriffs „Die andere Seite“ 6679 zu 15035; bei Corinths „Trojaner“ 10105 zu 14678. Daraus ergibt sich immerhin, daß kulturelle Aufgaben ohne den Rückhalt der Besucherbünde vielfach schwer durchzuführen wären. Aber in Wirklichkeit hat sich die Gesamtzahl der an einem Kulturtheater Interessierten nicht so stark verändert, sondern nur verschoben: der einstige intellektuelle Mittelstand und freie Besucherstamm hat sich in die Organisation gerettet, wo er neben dem für das Theater neugewonnenen Proletariat immer noch eine Macht darstellt, mit der gerechnet werden muß.

Alle diese Zahlen sind der vorjährigen Spielzeit entnommen. Das Bild wird sich für das laufende Jahr vermutlich ungünstiger gestalten. Umso wichtiger und verantwortungsvoller bleibt die zielbewußte und sichere Spielplangestaltung. Barnay hat in schwierigsten Zeiten gerade dabei eine starke Hand und kluge Voraussicht bewiesen; es wäre nicht einzusehen, warum er jetzt nicht die Situation meistern sollte. An der Gefolgschaft fehlt es nicht. Nur an großen Sammelpunkten des Interesses, an tragfähigen Erfolgen und weitwirkenden Taten. Und wenn die Gegenwartsdramatik an ihrer Kurzlebigkeit und künstlerischen Armut krankt, dann suche das Theater Genesung in seinem ewigen Besitz, der niemals erschöpft ist.

Hans Hermann Adler.

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Kampf um das Ostprogramm

Der am 14. Februar vom Reichskabinett verabschiedete Entwurf des neuen Osthilfegesetzes ist nicht zuletzt durch die scharfe Kritik, die an ihm von fast allen wirtschaftlichen Organisationen Niederschlesiens geübt wurde, unserem Leserkreis im ganzen bekannt. Welche Stellung der Reichsrat zu ihm nehmen wird, ob und in welcher Form der Reichstag ihn dann annehmen wird, steht noch dahin. Einer grundsätzlichen Betrachtung wird trotzdem zweckmäßigerweise eine kurze Darstellung des Entwurfs vorangehen, zumal sein Inhalt verschiedentlich durch die Zeitungen in einigermaßen mißverständlicher Form wiedergegeben wurde.

Seit dem Jahre 1924 ist die Frage der Osthilfe durch das Reich in den beteiligten Gebieten, wie bei den Regierungsstellen, ein sehr aktuelles Problem. Man erinnert sich — um nur einiges herauszugreifen —, daß zunächst für die Provinz Ostpreußen eine Sonderregelung getroffen wurde, daß dann 1928 zum ersten Mal eine allgemeine Umschuldung des landwirtschaftlichen Grundbesitzes unternommen wurde und schließlich im April vorigen Jahres durch ein Osthilfegesetz die Grundlagen einer staatlichen Fürsorgeorganisation geschaffen wurden, weiter ausgebaut dann durch eine der Notverordnungen, die das Kabinett Brüning beim Reichspräsidenten erwirkte. Auch das jetzt zur Debatte stehende neue Ostgesetz dürfte, wenn es auch einen Fünf-Jahres-Plan aufbaut, nicht das letzte seines Zeichens sein.

Es zerfällt in zwei Teile, deren erster allgemeine Hilfsmaßnahmen, wie die Erleichterung kommunaler Lasten und Frachternormmäßigung, die jährliche Bereitstellung von 20 Millionen für besondere Notstände auf wirtschaftlichem, gewerblichem, gesundheitlichem, sozialem und kulturellem Gebiet, die Kredithilfe bis zur Höhe von 25 Millionen für gewerbliche Bedürfnisse, enthält, ferner die Verbilligung von Meliorationskrediten für die Landwirtschaft bis auf 1 Prozent und die Hinausschiebung der Rückzahlung solcher Kredite, wie sie 1926 gegeben wurden, von 15 auf 25 Jahre, allgemeiner Kredite zur Hebung der landwirtschaftlichen Produktion von 5 auf 10 Jahre.

Unter die allgemeinen Hilfsmaßnahmen werden ferner noch eine Reihe von Bahnbauten gerechnet, so in Oberschlesien die Verwirklichung des alten Planes der Bahn von Hindenburg nach Borsigwerk, womit dann endlich die drei oberschlesischen Industriestädte Gleiwitz, Hindenburg und Beuthen durch eine einheitliche Bahnlinie verbunden werden, ferner die Errichtung einer Bahnstrecke von Groß Strehlitz nach Leschnitz, damit die Groß Strehlitzer Gegend auf diese Weise an die Hauptdurchgangsstrecke Oepeln—Kandrzin—Gleiwitz bzw. Ratibor angeschlossen

ist und ein Durchgangsverkehr von Kreuzburg bis Leschnitz möglich wird. — Die Bahnbauten in Niederschlesien haben zum Teil die Grenzkreise Namslau, Groß Wartenberg und Guhrau, nachdem die alten Verbindungslinien auf polnisches Gebiet gefallen sind, wieder in das allgemeine Verkehrsnetz wirkungsvoll einzugliedern. Die Grenzkreise hatten zwar hier ein ausführlicheres Projekt vorliegen; immerhin ist eine Bahnlinie von Brieg nach Namslau, Groß Wartenberg und Neumittelwalde und eine zweite Linie von Korszow über Guhrau nach Fraustadt schon eine recht gute Teilerfolg. Die Hoffnung, daß die dann noch fehlende Verbindungsstrecke zwischen Militsch und Trachenberg mit Anschluß nach Korszow noch einmal gebaut werden kann, braucht nicht aufgegeben zu werden. Eine Teillösung stellt unter den Bahnbauten auch die jetzt zur Durchführung kommende Strecke von Kreuz (dem Schnittpunkt der Linie Küstrin—Schneidemühl und Stettin—Posen) nach Schwerin dar. Das weitergehende Projekt zielt auf eine Bahnlinie Guben—Kreuz hin; die eine recht wichtige Durchgangsstrecke von Mitteldeutschland nach dem Osten bedeuten würde und auch für den Verkehr von Schlesien in Richtung Schneidemühl, Ostpommern und Ostpreußen eine wesentliche Erleichterung wäre.

Diese allgemeinen Maßnahmen erfordern einen Aufwand von rund 200 Millionen durch das Reich; weitere 25 Millionen sollen von der Bank für deutsche Industrie-Obligationen für gewerbliche Kredite zur Verfügung gestellt werden. Das Kernstück des Osthilfegesetzes bildet die Erleichterung der landwirtschaftlichen Kreditverhältnisse, für die eine reichliche Milliarde innerhalb von fünf Jahren zur Verfügung gestellt werden soll. Das Kabinett hat sich in der Frage der Finanzierung in wesentlichen Teilen dem Ende 1929 zum ersten Mal aufgetauchten Vorschlag des Präsidialmitglieds des Reichsverbandes der deutschen Industrie, Dr. Silverberg, angeschlossen: Die ursprünglich zu Reparationszwecken erhobene und nach der Annahme des Young-Plans an sich in Fortfall kommende Industrieumlage wird für den Spezialzweck der landwirtschaftlichen Kredithilfe weiter erhoben, allerdings nur von Unternehmungen mit einem Kapital von über 500 000 RM. und in einem von 1931—36 jährlich von 230 Millionen bis auf 60 Millionen sich reduzierenden Umfang. Insgesamt soll die Industrie also noch 910 Millionen aufbringen, von denen in den Jahren 1931 und 1932 260 an die Reichskasse abgeführt werden. Aus den übrigen Beträgen wird bei der „Bank für Industrie-Obligationen“ ein Zweckvermögen von mindestens 500 Millionen RM. bereitgestellt, das der landwirtschaftlichen Entschuldung dienen soll. Der Reichs-

finanzminister kann gegenüber der Bank eine Ausfallbürgschaft für die Entschuldungsdarlehen übernehmen, die sich allerdings auf ein Viertel der jeweils gewährten Summe beschränken soll. Außerdem kann das Reich und Preußen zu gleichen Teilen noch bis zur Höhe von 250 Millionen weitere allgemeine Bürgschaften für Entschuldungszwecke leisten. Die Zinsen für die Darlehen sollen in den ersten 5 Jahren 5 Prozent, in den weiteren Jahren 6 Prozent nicht übersteigen. Daneben sollen allerdings die Schuldner in Höhe von 10 Prozent für die Ausfälle, die an der Gesamtheit der Entschuldungsdarlehen entstehen können, haften, doch in den ersten fünf Jahren mit nicht mehr als 0,5 Prozent, in den folgenden mit höchstens 0,6 Prozent der ihnen gewährten Summen herangezogen werden. Ein neues Moment bringt das vorliegende Gesetz insofern in den Komplex der Frage der Umschuldungskredite hinein, als die Bildung von Haftungsverbänden angestrebt werden soll, und zwar mit einem gelinden Zwang insofern, als die kreditgebende Bank die Hingabe eines Darlehens von dem Beitritt des Darlehnsuchenden zu einem solchen Verband abhängig machen kann. Im übrigen gelten für die Kreditgewährung die schon jetzt in Kraft befindlichen grundsätzlichen Bestimmungen, daß nämlich die Darlehensgewährung nur bei Betrieben zulässig ist, die nach der Entscheidung der Landstellen in ihrem Bestand gefährdet sind, aber noch erhalten werden können und deren Inhaber die Gewähr für eine zweckmäßige Fortführung der Betriebe bieten. Außerdem können die Hilfsmaßnahmen davon abhängig gemacht werden, daß der einzelne Betrieb einer fortlaufenden Überwachung unterstellt wird und die zur Förderung einer ordnungsmäßigen Produktions- und Absatzregelung notwendigen Maßnahmen durchgeführt werden. Diese Bestimmung scheint hauptsächlich für Großbetriebe bestimmt zu sein. Von allen Betriebsinhabern kann ferner eine Art Offenbarungseid, wenn auch nur in Form einer eidesstattlichen Versicherung, verlangt werden.

Neben den 500 Millionen, die von der Industrie aufgebracht werden sollen, wird in den nächsten sieben Jahren das Reich jährlich weitere 36 Millionen für Entschuldungszwecke bereitstellen, die entweder als Darlehen oder als Zuschüsse an die Landwirtschaft gegeben werden können. Schließlich wird zur Förderung des Siedlungswesens im Zusammenhang mit der Entschuldung von 1932—1936 ein Betrag von 250 Millionen vom Reich in Aussicht gestellt. Diese Maßnahme steht damit vor allem in Zusammenhang, daß die Landwirte, bei denen der Entschuldungsprozeß durchgeführt wird, im Notfall einen Teil ihrer land- oder forstwirtschaftlich genutzten Fläche an das Reich oder an eine von diesem bestimmte Stelle veräußern sollen. Das bedeutet also die Bildung einer Art Auffangorganisation, die sich unrentabler Betriebsteile annehmen soll.

Das ist im wesentlichen der Inhalt des etwas kompliziert aufgebauten neuen Osthilfegesetzes. Wichtig vor allem für Niederschlesien sind die darüber hinaus in ihm enthaltenen Bestimmungen über den örtlichen Geltungsbereich der vorgesehenen Maßnahmen. Die soeben dargestellten Möglichkeiten der landwirtschaftlichen Entschuldung sollen, soweit Mittel vorhanden sind, auf sämtliche Ostprovinzen, also Ostpreußen, Pommern, Brandenburg, Grenzmark, Niederschlesien, Oberschlesien und die beiden Länder Mecklenburg, sich erstrecken, die allgemeinen Hilfsmaßnahmen dagegen nur auf das unmittelbare Grenzgebiet, zu dem außer den Provinzen Ostpreußen, Grenzmark und Oberschlesien von Pommern nur die vier östlichen Kreise Lauenburg, Stolp, Bütow und Rummelsburg rechnen, von der Provinz Brandenburg die Kreise Friedeberg und Züllichau. In Niederschlesien waren bekanntlich zunächst nur 9 Stadt- und Landkreise dazugerechnet. Nach den bei der Abfassung dieses Berichts vorliegenden Nachrichten sollen jetzt doch noch die Hauptstadt Breslau und weitere 5 Kreise einbezogen werden, darunter links der Oder das Gesamtgebiet der Grafschaft Glatz, das Waldenburg-Neuroder Revier und der Kreis Landeshut.

Es bedeutet sicherlich keine Mitarbeit an dem heute dem ganzen Reich am Herzen liegenden Werk der Sanierung des deutschen Ostens, wenn aus parteipolitischen Agitationsgründen oder aus einer Überspitzung ständischer Gesichtspunkte heraus der neue Gesetzentwurf von vornherein mit Ablehnung und ebenso scharfer wie verschwommener Kritik aufgenommen wird. Daß das Reich in seiner allbekannten schweren Notlage nicht mit einem Schläge einen Milliardenregen auf den Osten niedergehen lassen kann, ist selbstverständlich, ebenso, daß Vorbilder aus altpreußischer Zeit bei der heutigen verwickelten Situation nicht nachgeahmt werden können. Dazu ist Deutschland viel zu stark in der allgemeinen Weltwirtschaft verknüpft. Auch wird man mit sachlicher Nüchternheit kaum Vorschläge akzeptieren können, die darauf hinauslaufen, daß vor langen Jahrzehnten einmal recht wirkungsvoll gegründete Kreditinstitute für den Großgrundbesitz, wie z.B. die Landschaften, die heute zu bewältigenden neuen Aufgaben übernehmen könnten. Ohne daß im einzelnen an der Politik der landwirtschaftlichen Banken, wie sie in den letzten Jahren betrieben wurde, hier Kritik geübt werden soll, muß doch gesagt werden, daß sie weder ihrer Verfassung noch ihrem jetzt üblichen Geschäftsbereich nach dafür geeignet erscheinen. Aber manches wird auch der sachliche Wirtschaftspolitiker an dem jetzt vorliegenden Entwurf auszusetzen haben. Er ist allerdings kaum in der Lage, bis ins einzelne schon jetzt eine kritische Würdigung anzustellen, da die Fassung des Gesetzes recht kompliziert ist und manche durchaus dehnbare Formulierung besitzt, die noch des

Kommentars der obersten Stellen selbst bedarf. Im Laufe der Beratungen des Reichsrats und des Reichstags wird hoffentlich manches klarer werden.

Darum für heute nur einige Anmerkungen: Wenn man sich auf das Thema Osthilfe allein beschränkt und nicht allgemeine Fragen der Wirtschaftspolitik hereinzieht, kann die Verwendung der Industrie-Umlage für die landwirtschaftliche Kredithilfe gewiß begrüßt werden. Da der neu zu gründenden Bank für Industrie-Obligationen allerdings im wesentlichen allein die Aufgabe der finanziellen Durchführung der Umschuldungsaktion zufällt, ist zu befürchten, daß die Vorbereitungen dazu recht lange dauern werden, denn ein erst neu geschaffenes Kreditinstitut bedarf sicherlich zunächst einer recht gründlichen Einarbeitung seiner Leiter und Angestellten. Man kann sehr stark im Zweifel darüber sein, ob es nicht zweckmäßiger wäre, diese Aufgaben einem der schon bestehenden zentralen Kreditinstitute für die Landwirtschaft zu übertragen. Die Bank für Industrie-Obligationen könnte dann als reines Finanzierungsinstitut ohne die sehr weitgehenden Durchführungsaufgaben daneben gestellt werden. Da man die zu bestellenden leitenden und ausführenden Organe der neuen Bank noch nicht kennt, wird man nicht in den Verdacht eines persönlichen oder politischen Ressentiments kommen, wenn man — für den Fall, daß sie mit den großen Aufgaben und Machtvollkommenheiten doch ausgestattet werden sollten — wenigstens eine Verstärkung des Einflusses des Reiches über das bis jetzt Vorgesehene hinaus anregt. Die Bank soll dazu berufen sein, wichtigste Aufgaben des Gemeinwohls zu erfüllen. Dieses zu hüten, ist aber doch nun einmal die allerhöchste und primärste Pflicht der Reichsregierung selbst, die dabei von der Volksvertretung kontrolliert wird. Ein noch so qualifizierter Spitzenverband bleibt demgegenüber problematisch.

Die Art, in der die Umschuldung nach dem Entwurf durchgeführt werden soll, kann im ganzen als zweckmäßig und aussichtsreich begrüßt werden. Der Gedanke der individuellen Betriebsprüfung und Kreditkontrolle hat sich gegenüber manchen in der letzten Zeit wieder aufgetauchten Wünschen nach einer ganz allgemeinen öffentlichen Subventionierung in vollem Umfang durchgesetzt. Daß man nur in diejenigen Betriebe neue Kredite stecken und für sie Zinsdifferenzen aus öffentlichen Mitteln tragen will, die einige Gewähr dafür bieten, daß sie überhaupt noch lebensfähig sind, leuchtet ein. Aber was soll mit den nicht mehr sanierungsfähigen geschehen? Darüber herrscht allgemeines Schweigen, und doch ist nicht zu übersehen, daß diese ältesten und ausgedehntesten Krankheitsherde auch weiterhin böse Infektionskeime verbreiten werden.

So viel fürs erste aus der Fülle der mit der neuen Osthilferegulation auftauchenden Spezialprobleme. Wir

in Breslau und Niederschlesien sind durch die in den Tagen nach der Veröffentlichung des Entwurfs gekommenen Zusagen einer Erweiterung des räumlichen Wirkungsbereichs der allgemeinen Hilfsmaßnahmen etwas beruhigter als unmittelbar nach Veröffentlichung des Regierungsentwurfs. Die scharfen Proteste der niederschlesischen Wirtschaftsorganisationen, des Provinzialausschusses, der Stadt Breslau haben ein wenig gefruchtet; am letzten Sonntag konnten wir aus dem Munde des Reichsinnenministers die Versicherung hören, daß auch die Stadt Breslau selbst nicht mehr weiterhin gänzlich unberücksichtigt bleiben soll. Von besonderer Bedeutung ist für sie und für die anderen nachträglich einbezogenen Kreise der Provinz die zugesagte Erleichterung der kommunalen Lasten, die durch das Gesetz gegebenen Möglichkeiten einer Realsteuersenkung und der gewerblichen Kredithilfe. Alle Wünsche Niederschlesiens sind allerdings auch jetzt nicht erfüllt. Noch immer bleibt ein weites Gebiet der von Grenze zu Grenze unter den gleichen allgemeinen schweren Notständen leidenden Provinz unberücksichtigt. Aber auch in den jetzt unter die allgemeinen Hilfsmaßnahmen fallenden Gebieten wird man sich vor Illusionen hüten müssen. Wie aus der oben gegebenen Darstellung der vorläufig zur Verfügung gestellten öffentlichen Mittel hervorgeht, wird auch für sie nur ein kleiner Teil der vielen Wünsche in Erfüllung gehen können. Um so mehr wird man der Hoffnung Ausdruck geben müssen, daß das, was geleistet werden soll, wenigstens schnell geschieht. Gar zu lange hat man sich mit allgemeinen Versprechungen begnügen müssen.

Wenn auch der Wunsch berechtigt ist, daß die Subventionsmaßnahmen für den Augenblick etwas umfassender wären, so bleibt doch zum Schluß festzustellen, daß sie allein eine grundlegende Änderung der Lage des Ostens nicht herbeiführen können, weder auf dem Gebiet der Landwirtschaft noch des Gewerbes oder der kommunalen Wirtschaft. Darum muß auch bei dieser Gelegenheit wieder der Wunsch nach einer recht baldigen allgemeinen Umstellung der Wirtschaftspolitik im Osten ausgesprochen werden. Die Landwirtschaft wird man durch Maßnahmen, wie sie jetzt vorgesehen sind, vielleicht für den Augenblick von mancher drückenden Sorge befreien, manchen drohenden Zusammenbruch verhindern können; aber eine bessere Zukunft kann für sie nach unserer festen Überzeugung nur durch weitgreifende und tiefgehende allgemeine Umstellungsmaßnahmen im einzelnen Betriebe wie im Gesamtaufbau heraufgeführt werden. Die in diesem Zusammenhang aufgestellten Zielsetzungen: Betriebsveredelung vom Körneranbau weg in der Richtung nach Qualitätsproduktion in Gemüsebau und Vieh-

wirtschaft im weitesten Sinne für die kleinen und Mittelbetriebe; Schaffung von intensiv maschinisierten „Getreidefabriken“ auf dafür geeigneten Großgütern nach amerikanischem und russischem Vorbild, gesunde Siedlungspolitik und schließlich als ultima ratio Wiederaufforstung der infolge gar zu geringer Bodenqualität oder gar zu ungünstiger Verkehrslage überhaupt nicht mehr rentabel zu machenden Flächen seien nur kurz in Erinnerung gerufen. Die gewerbliche Wirtschaft gerade des stark industrialisierten Schlesien steht und fällt noch immer mit den Möglichkeiten eines geregelten freien Wirtschaftsaustauschs mit den Nachbarländern. Die Sanierung der kommunalen Wirtschaft

ist ein, wenn auch im Osten besonders drängendes Problem des ganzen Reiches. Finanzausgleich, Normalisierung der Unterstützungslasten sind die Vokabeln, mit denen hier gearbeitet wird.

Aus all diesem ergibt sich also zwanglos die Schlussfolgerung, daß auch der jetzt aufgestellte Fünf-Jahres-Plan für den Osten nur der Anfang einer noch ganz andere Kräfte erfordernden Lösung der Ostprobleme darstellen kann. Daß sie ohne die Mobilisierung starker Kräfte im Osten selbst nie geschehen kann, wurde an dieser Stelle schon des öfteren betont.

Darge.

Sport

Hauptergebnisse des Schlesischen Wintersports

Der Winter 1930/31, eine Zeit schwerster Depression für Wirtschaft und Handel, bot für den Wintersport Bedingungen, wie wir sie seit vielen Jahren nicht mehr erlebt haben. Von Mitte Dezember ab hatten wir ein gleichmäßiges Frostwetter, Schneefälle in Menge, und eine zusammenhängende Schneedecke bis ins Tal hinab. So konnten unsere schlesischen Winterkurorte einen Besuch feststellen, der weit größer war als im vergangenen schneearmen Winter, und alle Sportveranstaltungen konnten pünktlich und ohne Ausfälle durchgeführt werden.

Die Leistungsfähigkeit unserer schlesischen Wintersportler konnte infolgedessen wesentlich gesteigert werden. Zwei Namen von Gipfelkönnern des Skisports heben sich leuchtend heraus: Heinz Ermel aus Brückenberg, schlesischer Grenzlandmeister, bester Mitteleuropäer bei den Europameisterschaften in Oberhof im kombinierten Lauf, und Herbert Leupolt aus Wüstewaltersdorf, bester im Langlauf bei den deutschen akademischen Meisterschaften und bester Mitteleuropäer im Langlauf bei den Europameisterschaften in Oberhof. Damit haben sich zum ersten Male schlesische Läufer vor die Deutschböhmern und die in letzter Zeit an die Spitze gerückten Bayern gestellt. Ermel ist auserwählt worden, die deutschen Farben bei den berühmten Holmenkollenrennen in Norwegen zu vertreten.

Die Wintersportveranstaltungen großen Stils drängen sich leider auf wenige Sonntage im Januar und Februar zusammen, obwohl diese Sonntage, wie der vorige Winter gezeigt hat, keineswegs eine sichere Gewähr

für gute Schneelage bieten. Die Folge ist ein Zusammenfallen von wichtigen Wettkämpfen, die sich gegenseitig Abbruch tun. So fand das große Ereignis in Flinsberg, die Winterkampfspiele des A. D. A. C. und die Kampfspielmeisterschaften im Bobfahren in Krummhübel am gleichen Sonntag statt. Der Eulsprunglauf mußte auf viele schlesische und nordböhmische Springer verzichten, da an diesem Sonntag die Europameisterschaften in Oberhof waren.

Die Flinsberger Winterkampfspiele zeigten das Vordringen des Motorsports in unseren Wintersport. Sie umfassen die Skimotormeisterschaft, bei der ein Motorradfahrer einen Skiläufer zu ziehen hat, und die Prüfung auf bergiger, vereister Strecke für Krafträder, Touren- und Rennwagen. Eine ähnliche Veranstaltung, das Glatzer Schneeberrennen, wurde in diesem Winter wieder aufgenommen.

Von allen Veranstaltungen hatte der Eulsprunglauf trotz seiner schlechten Besetzung den größten Publikumerfolg. An der Schanze bei den Grenzbauden hatten sich etwa zehntausend Zuschauer versammelt. Sie standen bei großer Kälte stundenlang zu beiden Seiten des Schanzenaufsprungs, an der breiten Fläche des Auslaufs, an den kleinen, einstöckigen Häuschen von Glätzig Falkenberg, auf der großen Straße, die kilometerweit mit Autos bedeckt war. Es war ein großer Erfolg für den Gau Mittelschlesien und den Skiklub Neurode. Die günstige Lage der Schanze und die ausgezeichnete Organisation haben den Eulsprunglauf, der erst zum dritten Male stattfand, zur volkstümlichsten schlesischen Wintersportveranstaltung gemacht. F. Wenzel.

Vom schlesischen Eissport

Der diesjährige Winter hat den Eissportlern in Schlesien die erwünschte Gelegenheit gegeben, fast dauernd ihren Sport zu betreiben. Mit wenigen Unterbrechungen war von Mitte Dezember bis Mitte Februar Eisbahn, und voraussichtlich wird man noch bis in

den März hinein die Eisbahnen benutzen können. Infolgedessen haben sich die Leistungen auf den verschiedenen sportlichen Gebieten des Eislaufens erheblich gehoben. Das konnte man insbesondere bei den Niederschlesischen Eiskunstlaufen

sehen, das am Sonntag, den 1. Februar, in Breslau stattfand und bei dem auch die Niederschlesischen Meisterschaften im Eiskunslaufen abgehalten wurden. Über 60 Meldungen lagen für diesen Wettbewerb vor, so daß die Wettkämpfe von früh 8 $\frac{1}{2}$ Uhr bis nachmittags 17 Uhr mit nur einstündiger Pause vor sich gingen. Besonders in den Meisterschaften sah man recht gute Leistungen, aber auch in den Junior- und Anfängerwettbewerben gab es Läufer, die viel Talent in der schwierigen Eiskunst zeigten. In der Meisterschaft für Damen siegte sicher die Verteidigerin des Titels Fräulein Lena Heimann vom Breslauer Eislaufverein mit Platzziffer 6 und 87,36 Punkten vor Fräulein Frey vom Breslauer Eislaufverein, Platzziffer 9 mit 80,92 Punkten. Fräulein Heimann war ihrer Gegnerin namentlich in den Pflichtübungen überlegen. Als dritte landete Fräulein Rehn, vom Görlitzer Eislaufverein. Die Herren-Meisterschaft gewann Bradke vom Breslauer Eislaufverein mit Platzziffer 7 und 87,52 Punkten vor Feige, Breslauer Eislaufverein, Platzziffer 10, 84,46 Punkten und Hartmann vom Breslauer Eislaufverein. Dieser lief eine großartige Kür, war aber in den Pflichtfiguren hinter den anderen zurückgeblieben. Die Paarlauf-Meisterschaft fiel wiederum, und zwar zum vierten Male, an die Verteidigerin Frau Hoppe-Herrn Hallama vom Breslauer Eislaufverein, die ihr gut aufgebautes Programm in größter Exaktheit und völlig im Rhythmus der Musik durchliefen und dafür die außerordentlich hohe Wertziffer 11,86 (Höchstziffer 12), Platzziffer 5 erhielten, zweite wurden Fräulein Liebeherr-Herr Kramer, ebenfalls vom Breslauer Eislaufverein, Platzziffer 11, 10,1 Punkte, dritte das jugendliche Paar Frl. Hoffschildt-Herr Marx vom

Breslauer Eislaufverein, Platzziffer 15, 9,14 Punkte, das das Juniorpaarlaufen überlegen gegen Görlitz und Liegnitz gewann und vielversprechende Leistungen zeigte, vierte in der Meisterschaft wurden Ehepaar Bittner vom Breslauer Eislaufverein mit 8,3 Punkten. Im Herren-Juniorlaufen siegte Marx, Breslauer Eislaufverein, im Damen-Juniorlaufen Fräulein Sperlich, Görlitzer Eislaufverein, im Tanzwettbewerb Frau Hoppe-Herr Hallama, Breslauer Eislaufverein. Der Veranstaltung wohnten etwa 6000 bis 7000 Zuschauer bei.

Die Meisterschaft von Niederschlesien im Eishockey fiel an den Breslauer Eislaufverein, der sie sicher gegen den Görlitzer Tennisklub 06 gewann. Der Breslauer Eislaufverein siegte im Eishockey im Laufe des Winters weiter gegen den deutsch-böhmischen Meister Gablonz, gegen den Hindenburger Eislaufverein, der Meister von Oberschlesien und gegen die Flinsberger Eislaufabteilung. Die Meisterschaft von Oberschlesien im Kunslaufen für Herren gewannen Herr Ihmann vom Oppelner Eislaufverein, für Damen Fräulein Gorschawsky vom Oppelner Eislaufverein, für Paare Ehepaar Neugebauer vom Gleiwitzer Eislaufverein.

Alles in allem zeigte sich auch in diesem Winter wieder, daß in Schlesien der Eissport blüht und daß die Eissportleute Schlesiens, insbesondere die Kunstläufer, in Deutschland hinter Berlin und München, die infolge ihrer künstlichen Eisplätze (Eispaläste) einen selbstverständlich großen Vorsprung haben, an nächster Stelle stehen. Auch Eishockey ist in Schlesien in raschem Aufstiege. Ein Vergleich mit den Leistungen im Reiche ist aber zurzeit noch nicht möglich.

Bücher

Ein neues Werk über die Wirtschaft, Verwaltung und Kultur Niederschlesiens

Jahrbuch für Wirtschaft, Verwaltung und Kultur Niederschlesiens 1930. Gesamtschriftleitung Dr. Walter Hawemann, Schriftleiter des kulturellen Teils Will Erich Peuckert, Bildstatistiken und Einband Kurt Koger. Herausgegeben mit amtlicher Unterstützung des Oberpräsidenten von Niederschlesien (Neuer Breslauer Verlag). Vorzugspreis bis 1. Mai 1931 RM 6,—, nachher RM 7,50. Wer einmal über schlesische Wirtschaftsfragen gearbeitet hat, sei es als Wirtschafts- oder Sozialpolitiker, sei es als Forscher, hat die Erfahrung machen müssen, daß für die Bearbeitung solcher Fragen die tatsächlichen Unterlagen, insbesondere solche statistischer Art, weitgehend fehlen. Es gab bis vor kurzem nur sehr lückenhaftes Material über Schlesiens Wirtschaft, auch war das Material, das es gab, vielfach nur schwer zugänglich. Manche Auslassung irgendwelcher Behörden oder Verbände über die für die schlesische Wirtschaft notwendigen Hilfsmaßnahmen litten in

vergangenen Jahren stark unter diesem Mangel. Das gilt vor allem auch für die innerdeutsche Diskussion über die Bedeutung und den Wert, ja die Notwendigkeit des deutsch-polnischen Handelsvertrages für die schlesische Wirtschaft. Es scheint nun, daß diesem Zustande jetzt abgeholfen werden soll. Erfreulicherweise ist man in der letzten Zeit von verschiedenen Seiten aus daran gegangen, die schlesische Wirtschaft systematisch zu erforschen. Auch haben einzelne Behörden und Organisationen, z. B. die provinzielle Selbstverwaltung, eigene Einrichtungen für diesen Zweck getroffen. Der zuletzt genannte Selbstverwaltungskörper z. B. hat ein eigenes statistisches Büro eingerichtet, das regelmäßig Wirtschaftszahlen über Schlesien veröffentlicht. Ferner ist eine große Wirtschaftskarte Schlesiens erschienen und ein großer Wirtschafts atlas von Schlesien ist, wie wir hören, in Arbeit. Besonders aber haben in der letzten Zeit verschiedene Forscher wiederholt besondere Unter-

suchungen über Teilgebiete der schlesischen Wirtschaft veröffentlicht. In die Reihe dieser Veröffentlichungen gehört auch das vorliegende Werk, das sich bemüht, in einer großen Reihe von Einzeluntersuchungen ein umfassendes Bild der schlesischen Wirtschaft zu schaffen. Deshalb ist das Erscheinen dieses „Jahrbuchs für Wirtschaft, Verwaltung und Kultur Niederschlesiens 1930“ sehr zu begrüßen.

Und das um so mehr, als es wirklich eine Fülle zum Teil recht eingehender und aufschlußreicher Arbeiten enthält. Als besonders verdienstlich seien erwähnt die Aufsätze von Dr. Erich Ertel über „Internationale Kartelle und Konzerne und die schlesische Industrie“, von Walter Ludwig über „Wirtschafts- und Lebensnot der Stadt Breslau“, von Dr. Triebe über „Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und dem Balkan und die Bedeutung der dortigen Märkte für Niederschlesien“, von Berghauptmann Fischer über „Der Bergbau in Niederschlesien“, von Oberregierungsrat Böhmer über „Landwirtschaftliche Produktionsumstellungen und Absatzgestaltung“, von Leo Mayer über „Das niederschlesische ländliche Genossenschaftswesen“, von Dr. A. U. Moeller-Göttingen über „Die niederschlesische Getreidewirtschaft im Lichte der Statistik“ und von Dr. R. Rüchel über „Zehn Jahre landwirtschaftliche Siedlung in Schlesien“. Besonders bei den Arbeiten von Böhmer, Moeller und Rüchel handelt es sich um sehr materialreiche und in den Gegenstand tief eindringende, aufschlußreiche Spezialuntersuchungen. Sie gewinnen dadurch noch an Wert, daß sie durch zahlreiche statistische Tabellen und graphische Darstellungen erläutert sind. Mit Geschick ist dabei die Methode der modernen Bildstatistik verwendet und so dem Ganzen eine große Anschaulichkeit gegeben.

Das Jahrbuch macht sich darüber hinaus aber auch zur Aufgabe, dem Publikum einmal die Tätigkeit der schlesischen Verwaltung, der Behörden sowohl als auch der Selbstverwaltungskörper und der privaten Selbsthilfeorganisationen der verschiedenen Klassen und Stände Schlesiens, nahezubringen. Auch diese Berichte sind zum großen Teil aufschluß- und materialreich und geben zusammen ein Bild von intensiver Arbeit und dem Streben, der so schwer darniederliegenden Wirtschaft Schlesiens zu helfen und der großen Not der Bevölkerung Schlesiens zu steuern. Aus diesem Teil des umfangreichen Bandes sind besonders wertvoll die Arbeiten vom Ersten Bürgermeister a. D. Salomon über den Schlesischen Städtetag, von Landrat Kranold-Steinhaus über den Niederschlesischen Landkreistag, von Dr. Stammer über „Die Struktur der schlesischen Arbeiterschaft“, von Heinz Rogmann über „Die Wohnungsverhältnisse in Niederschlesien“ und endlich die sehr materialreiche Arbeit von Fräulein Dr. Frieda Heilberg über „Die Entwicklung des Arbeitsmarkts in Niederschlesien“. Auch über die Lage der Angestellten in Schlesien finden sich

mehrere interessante Abhandlungen. Als eine bedauerliche Lücke habe ich es empfunden, daß über die Lage der schlesischen Arbeiterschaft in dem sonst so reichhaltigen Band keine entsprechende Arbeit enthalten ist. Es wird Aufgabe des Jahrbuchs für 1931 sein müssen, diese Lücke zu schließen.

Schließlich wird auch das kulturelle Leben Schlesiens in dem Jahrbuch geschildert. Schlesien besaß ja von jeher kulturell ein eigenes Gesicht, und es hat auch zur gesamten Kultur Deutschlands in den letzten Jahrhunderten zu allen Zeiten zahlreiche gewichtige und wertvolle Beiträge geliefert. Auch in der Gegenwart ist das geistige und kulturelle Leben Schlesiens trotz aller Not, die nun schon seit Jahren in Schlesien herrscht, erfreulich rege. Leider wird das außerhalb Schlesiens bislang noch viel zu wenig erkannt und gewürdigt, sonst könnte es nicht vorkommen, daß die leitenden Stellen im Reiche z. B. so schwer dazu zu bringen sind, den wirtschaftlich so sehr notleidenden Kulturinstituten, wie Theater, Bibliotheken usw., die unbedingt nötige Unterstützung zu gewähren. Deshalb ist es besonders dankenswert, daß sich das Jahrbuch auch daran macht, das auf kulturellem Gebiet in der jüngsten Zeit in Schlesien Geleistete darzustellen. Diese Schilderung ist allerdings noch recht lückenhaft. Das ist jedoch zu verstehen, denn der so schon recht umfangreiche Band wäre sonst zu stark angeschwollen. So fehlt in diesem ersten Jahrgang des Jahrbuches noch eine Schilderung der Leistungen der schlesischen Theater und Volksbühnenorganisationen, der Kunsthochschulen und künstlerischen Vereinigungen und der Bibliotheken. Dagegen finden sich wenigstens kurze Berichte über die Kunstpflege in Schlesien, über die jüngste schlesische Dichtung, über die Geschichte und die Volkskunde Schlesiens, über die Fortschritte der Literaturgeschichte Schlesiens und über die Arbeit der Bildungsinstitute: der Universitäten, der Pädagogischen Akademie in Breslau, der Fachschulen, der höheren Schulen, der Volksschulen und der Volkshochschulen. Auch an diesem Teil haben zum Teil hervorragende Sachverständige mitgearbeitet wie Will-Erich Peuckert, Dr. Milch, Direktor Krebs, Peter Epstein und Dr. Narziss.

Den Abschluß des Bandes bilden einige Arbeiten über einige besonders wichtige Spezialfragen der Gegenwart. Hier sind vor allem zu nennen zwei Beiträge über das so schwierige und dringliche Ostproblem von Ernst Hamburger und Bürgermeister Mache. Man sieht, daß es sich bei dem Jahrbuch um einen besonders gelungenen Versuch handelt, ein möglichst allseitiges Bild schlesischen Lebens zu geben, zumal die Qualität vieler Beiträge vorzüglich ist. Der Band darf deshalb als eine wirkliche Bereicherung des Schrifttums über Schlesien angesprochen werden. Der Verlag hat sich mit der Herausgabe des auch äußerlich gut ausgestatteten Bandes ein nicht geringes Verdienst erworben.

Albert Kranold.